Zeitschrift: ZS : Zürcher Studierendenzeitung
Herausgeber: Medienverein ZS
Band: 96 (2017)
Heft: 1

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

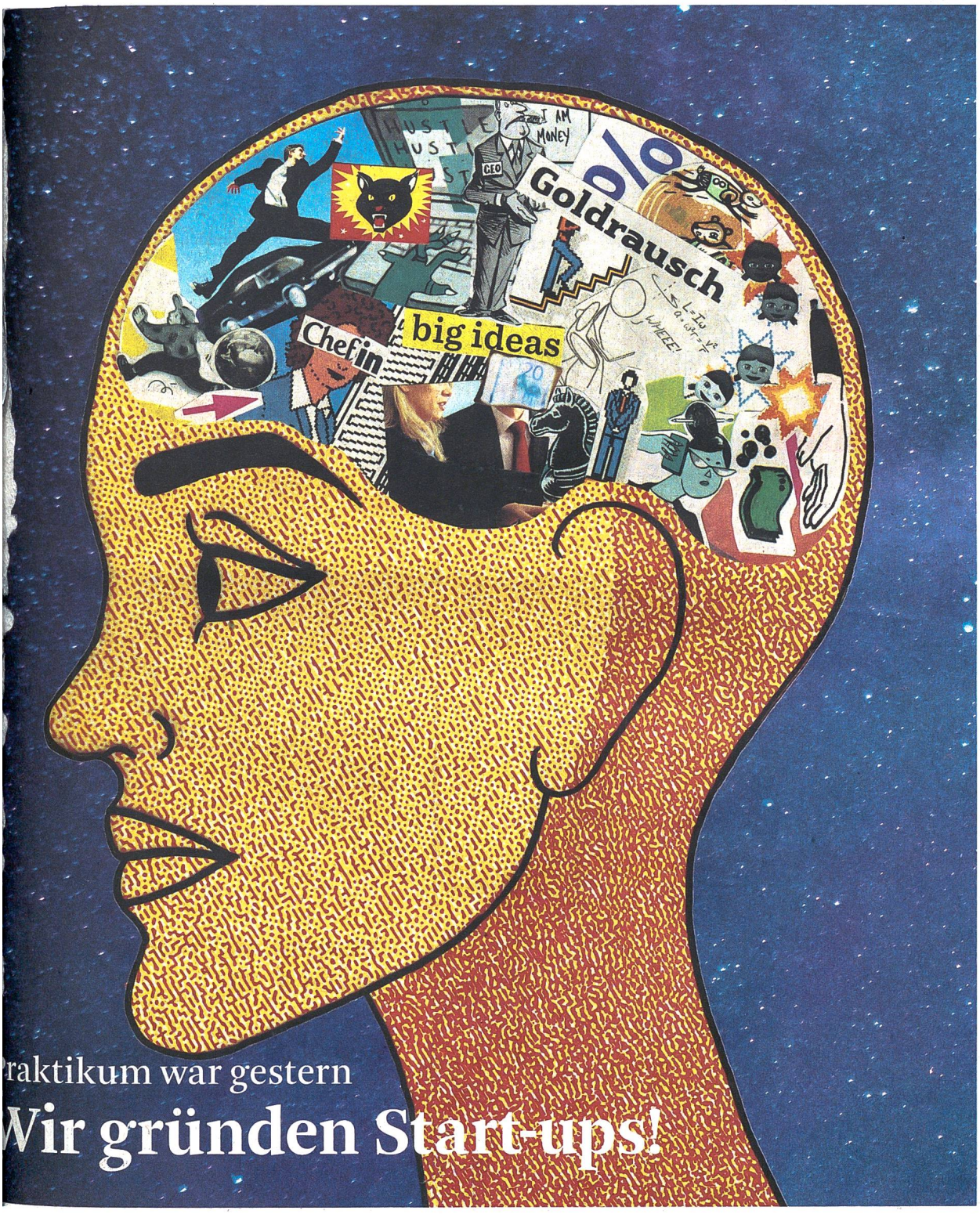
Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ZS Zürcher Studierendenzeitung

24.02.2017 #1/17



raktikum war gestern

Wir gründen Start-ups!

Offengelegt
Verbindungen der Profs

Angegriffen
Studium soll teurer werden

Eingebunkert
Im Keller der Universität

Masterstudium Universität Luzern

UNIVERSITÄT LUZERN

Attraktive Studiengänge, persönliche Atmosphäre

Informationsabend
Dienstag, 21. März 2017
Theologie, Kultur- und Sozialwissenschaften, Rechtswissenschaft

Masterwoche
Kultur- und Sozialwissenschaften
20. – 24. März 2017

Jetzt anmelden! www.unilu.ch/masterinfo

Schweizerisches
Sozialarchiv

Bibliothek Archiv Dokumentation

Stadelhoferstrasse 12, 8001 Zürich
www.sozialarchiv.ch

Bibliothek

Bücher, Dokumente, Medien
zu den Themen Gesellschaft, Politik, Arbeitswelt, Sozialpolitik, Bildung und Kultur
für Studium und Forschung

Tages- und Wochenzeitungen sowie Online-Pressekokumentation im Lesesaal

Öffnungszeiten

Lesesaal:

Montag bis Freitag	08.00-19.30
Samstag	09.00-16.00

Ausleihe und Information:

Montag bis Freitag	09.00-19.30
Samstag	11.00-16.00

International Women's Day
March 8, 2017

Communication Summary
Advance & Member Compani

FOUNDED BY

ABB Cembra MoneyBank CREDIT SUISSE IKEA McKinsey&Company pwc

HONORARY MEMBER

SANDOZ SIEMENS Swiss Re impact

News

4 **Mehr blechen für weniger Bildung**
Studiengebühren unter Beschuss

5 **Nebulöse Transparenz**
Die Uni legt die Interessenbindungen der Profs offen

6 **Requiescat in pace Latinum**
Nicht alle sind mit der Abschaffung zufrieden

7 **Asylsuchende an der Uni**
Geflüchtete besuchen Vorlesungen

8 **«Im Liz-System hängen geblieben»**
Studiendekan Müller Nielaba über die Abschaffung der kleinen Nebenfächer

9 **Unruhestiftungen**
Die Universität veröffentlicht eine Liste aller gestifteten Professuren

10 **It's gonna be huge!**
Die Hochschulen bauen um

Thema

16 **Viel Geld und viele Zahlen**
Eine Übersicht zu Startups

17 **Geschäftstüchtige Hochschulen**
Bei der Gründung von Unternehmen mischen auch die Hochschulen mit

18—19 **«Die Idee ist zweitrangig»**
In der Schweiz wird zu wenig in Startups investiert

20—21 **Bienen auf dem Balkon**
Die Wildbienen sind weltweit bedroht. Ein Start-up unternimmt was dagegen

Kultur

23 **Frauenzeitschrift**
Magazin für Gleichstellung

24—25 **Museum für kranke Haut**
Das Moulagenmuseum ist gruselig

28—30 **Der Elch unter dem Irchel**
Im Milchbuck-Tunnel lagert viel Dubioses

11 Comic 12 Impressum 12 Zeitgeist 13 Senf der Redaktion 26 Fahr zur Hölle! 26—27 Kulturspalten

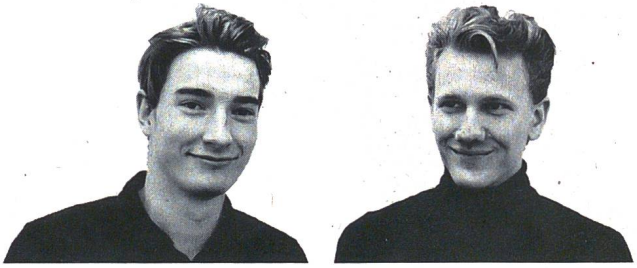
Anfangen — Dieses Heft befasst sich mit jungen Geschäftsleuten und zeigt unter anderem, dass sich Unternehmensgeist nebst Innovation und Kreativität vor allem durch den Willen auszeichnet, etwas Neues anzufangen. Oder eben: etwas zu unternehmen, ein Eigenes zu schaffen mit dem Selbstvertrauen, dass es gegen die Konkurrenz bestehen wird. Denn wer etwas macht, macht sich angreifbar und läuft Gefahr, Fehler zu machen. Allein, wer sich davon beirren lässt, scheitert von Anfang an.

Auch bei der ZS wird viel Neues angefangen. Gleich vier Mitglieder der Redaktion haben sich aus dem studentischen Journalismus zurückgezogen und sich dem Erwachsenenleben zugewandt. So ist Raum entstanden, den es nun zu füllen gilt. Natürlich ist die ZS kein Startup, aber auch hier besteht der Wille, etwas zu unternehmen, Änderungen vorzunehmen und nachzuholen, was lange versäumt wurde.

Und wie überall drohen auch hier zwischen allen Zeilen Fehler und Missgeschicke. Aber Mani Matter hatte wohl recht, als er sang: «Mached's anders als de Sanders. Mached's, anders wird's nid anders.» Darum versuchen wir alles so gut zu machen, wie es geht.

Für die Redaktion

Reto Heimann und Oliver Camenzind



Mehr blechen für weniger Bildung

Rechte Politiker fordern an der Universität eine Erhöhung der Studiengebühren um 500 Franken. Der VSUZH hält dagegen.

Reto Heimann

Das Studium an der Universität Zürich kostet jedes Semester 769 Franken. Es handelt sich dabei bekanntlich um einen symbolischen Betrag, der bei Weitem nicht genügt, um den Hochschulbetrieb vollständig zu finanzieren. Dieser symbolische Betrag ist zwei Kantonsräten nicht mehr symbolisch genug: Rochus Burtscher (SVP) und Hans Peter Häring (EDU) haben eine Motion verfasst, die eine Erhöhung der Studiengebühren fordert. Konkret sollen diese um 500 Franken pro Semester erhöht werden: Eine Erhöhung um stolze 65 Prozent.

Solidarisches Sparen

Für Rochus Burtscher, Mitverfasser der Motion, stellt das kein Problem dar: «Die letzte Studiengebührerhöhung liegt lange zurück. Alles ist teurer geworden, nur die Studiengebühren sind gleich geblieben. Deshalb wollen wir diese sanft erhöhen.» Das würde seiner Meinung nach mit einer Erhöhung um 500 Franken gelingen. «So wird das Studium auch in Zukunft für niemanden unbezahlbar.» Burtscher ist klar, dass die Universität keinen relevanten Gewinn aus der Erhöhung ziehen würde. Tatsächlich würden die daraus resultierenden Einnahmen weniger als zwei Prozent des universitären Gesamtbudgets ausmachen. Doch zentral ist für Burtscher etwas anderes: «Es geht um Solidarität. Wenn Studierende sich an der Finanzierung ihres Studiums beteiligen, setzen sie damit ein Zeichen zur Mitverantwortung für die Gemeinschaft.»

Darlehen als Lösung?

Burtscher hat keine Angst, dass die Studierenden sich künftig für ihr Studium verschulden müssten. Schliesslich gebe es ja immer noch die Möglichkeit, ein Stipendium zu beantragen oder ein Darlehen aufzunehmen. «Diese können zeitverzögert zurückbezahlt werden. Hat man erst fertig studiert und steigt ein in die Arbeitswelt, ist die Zurückerstattung ein Klacks.»

Die Studierenden täten gut daran, seinen Vorschlag nicht blind zu bekämpfen, so Burtscher. Stattdessen sollten sie selbst Vorschläge bringen, wie man die Studiengebühren anpassen könnte.

Bildungszugang beschnitten

Der VSUZH hat sich in einer Medienmitteilung klar gegen die Motion gestellt. Er stört sich daran, dass mit einer Erhöhung der freie Bildungszugang beschnitten würde. «Der Zugang zu Bildung sollte nicht durch finanzielle Hürden erschwert werden», sagt Christian Schmidhauser, Co-Präsident des VSUZH. Die Schweiz habe gegenüber der UNO die Absicht erklärt, sich einem unentgeltlichen Bildungssystem annähern zu wollen. Insofern sei schon der Status quo als Kompromiss zu verstehen, von dem der VSUZH nicht abrücken wolle. Es sei nicht die Aufgabe der Studierendenschaft, Lösungen zu suchen, wie man die Studierenden stärker zur Kasse bitten könne. «Der VSUZH ist eine sehr heterogene Gruppe unterschiedlichster Interessen. Doch in einem Punkt sind wir uns alle einig: Eine Erhöhung der Studiengebühren kommt nicht in Frage.»

> «Studiengebührenerhöhung kommt nicht in Frage.»

Schmidhauser widerspricht Burtschers Aussage, dass die Aufnahme eines Stipendiums oder eines Darlehens das Problem löse. «Es kann nicht sein, dass sich Studierende für ihr Studium verschulden müssen.» Denn selbst wenn das Darlehen später zurückbezahlt werden könne: Im Moment selbst sei es eine horrende Summe, um die sich Studierende verschulden müssten. Schmidhauser stört sich generell daran, dass in der Bildung überproportional viel gespart werde. «Es gibt so viele Bereiche, wo deutlich mehr und sinnvoller gespart werden könnte. Wieso reitet man da auf den Studiengebühren herum?» Die Universität selbst wollte sich zu der hängigen Motion nicht äussern.

Paradoxes Vorhaben

Nun ist es am Regierungsrat, die Motion zu bearbeiten, ehe im Kantonsrat darüber debattiert werden kann. Der Wunsch nach einer Studiengebührerhöhung steht also noch ganz an seinem politischen Anfang. Docheines lässt sich jetzt schon festhalten: Die Motion mutet paradox an. Die Studierenden leiden ohnehin schon unter den kantonalen Sparplänen. Nun sollen sie dafür auch noch tiefer in die Tasche greifen. Bereits müssen 80 Prozent der Studierenden arbeiten, um sich ihr Studium finanzieren zu können. Werden sie dazu auch noch in der Lage sein, wenn die Studiengebühren derart drastisch erhöht werden wie von Häring und Burtscher vorgeschlagen? Es ist ein grosses Fragezeichen dahinter zu setzen. Das Geld dort holen, wo es ohnehin schon knapp ist: Intelligente und sozialverträgliche Finanzpolitik sieht definitiv anders aus. ◊

Mehr Transparenz: Die Uni legt Interessenbindungen offen.

Nebulöse Transparenz

Die Uni legt die Interessenbindungen aller Profs offen. Bis jetzt ist die Liste jedoch lückenhaft.

Kevin Solioz

Im Januar informierte eine Medienmitteilung der Uni Zürich über das neu aufgeschaltete Online-Register der Interessenbindungen, das von Rektor Michael Hengartner letzten Herbst angekündigt worden war. Das Register soll aufzeigen, welche Interessen die Professorinnen und Professoren ausserhalb der Universität verfolgen. Das sind beispielsweise Tätigkeiten in Führungsgremien, Beratungsfunktionen in Stiftungen oder die Mitwirkung in Kommissionen. Auch neugierige Studierende können online einen Blick in die Liste werfen, denn sie ist für alle frei zugänglich.

Unvollständige Transparenz

Die Liste der Interessenbindungen wurde jedoch nicht primär für neugierige Studierende angelegt, sondern um grundsätzlich Transparenz zu schaffen. Sie ist eine Folge des revidierten Universitätsgesetzes, welches 2015 vom Zürcher Kantonsrat verabschiedet wurde. Die Liste zeigt die Verstrickungen der Professorinnen und Professoren mit Wirtschaft und Politik und könnte deshalb potenzielle Interessenkonflikte sichtbar machen. Die Professorinnen und Professoren wurden dazu aufgerufen, ihre Interessenbindungen selber in das Register einzutragen. Ob die Angaben vollständig sind, ist somit Vertrauenssache. Es wurde bereits von Seiten des «Tages-Anzeiger» die Unvollständigkeit der Liste beklagt. Auch bei einer vollständigen Liste bliebe vieles im Verborgenen. Arbeitet jemand beispielsweise drei Jahre lang in beratender Funktion für die Firma Novartis, muss diese Tätigkeit nicht angegeben werden, denn befristete Mandate sind nicht deklarationspflichtig. Auch Lehrtätigkeiten an anderen Hochschulen und erhaltene Geldbeträge müssen nicht angegeben werden.

Falsche Eindrücke

Gemäss der Auswertung des «Tages-Anzeigers» hat die Medizinische Fakultät mit 429 Interessenbindungen mit Abstand die meisten Bindungen. Dies erklärt sich jedoch durch die hohe Anzahl Professuren. Pro Kopf gerechnet führen nämlich die Rechtswissenschaften die Liste an, wo jede Professorin und jeder Professor im Schnitt drei Interessenbindungen hat. Rund die Hälfte der Professorinnen und Professoren hat keine Interessenbindungen angegeben. Die längste Liste hat Alzheimerforscher Christoph Hock mit ganzen 24 Mandaten. Er wird knapp gefolgt von Daniel Jositsch, welcher 22 Interessenbindungen angegeben hat. Allerdings muss diese Zahl relativiert werden: Denn gerade bei Jositsch hängen mehrere Interessenbindungen mit ein-und derselben Beschäftigung zusammen. Das wird jedoch aus der Liste nicht ersichtlich. So ist man als Professor oder Professorin vor die Wahl gestellt: Entweder man gibt alle Beschäftigungen genau an, was in einer langen Liste resultiert. Oder aber man fasst Mandate zusammen, was den Eindruck erwecken könnte, man etwas verheimliche etwas.

Wichtiger erster Schritt

Die Informationen, welche man der Liste entnehmen kann, sind in der Tat knapp: Datum, Bezeichnung, Sitz und Funktion. Wären die verschiedenen Mandate in Kategorien gruppiert, würde das die Übersichtlichkeit und Lesbarkeit des Registers bereits erheblich verbessern. Die Liste lässt sich zudem nur nach Personen durchsuchen. Eine Suchfunktion, etwa um nach spezifischen Interessenbindungen zu suchen, fehlt. Trotz dieser Mängel macht die Universität mit der Veröffentlichung einen wichtigen Schritt in Richtung Transparenz und sichert die Unabhängigkeit von Lehre und Forschung. ◊

Die Abschaffung der Lateinpflicht: eine kopflose Entscheidung?

Requiescat in pace Latinum

Die Germanistik hat ihre Lateinpflicht abgeschafft. Darüber sind nicht alle gleich glücklich.

Linus Oberholzer und
Nadja Fitz (Text)
Kevin Solioz (Bild)

Zum überraschenden Paukenschlag kam es im vergangenen November. Damals wurde ohne Ankündigung beschlossen: Das Lateinobligatorium für Studierende der deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft an der Uni Zürich wird aufgehoben (die ZS berichtete online). Mit diesem neuen Beschluss geht die Monopolstellung der UZH verloren, die als schweizweit einzige Universität noch an der Lateinpflicht für Germanistikstudierende festgehalten hatte. Anstatt das Latinum als Qualitätsmerkmal zu behandeln – «Wer an der UZH Germanistik studieren möchte, soll gefälligst Ahnung von Latein haben» – werden die Anforderungen auf das Niveau der übrigen Schweizer Universitäten heruntergeschraubt. Und das wird nicht ohne Folgen bleiben.

Die Forschung leidet

Professor Christian Kiening, Studienprogrammdirektor am Deutschen Seminar und Fachvertreter der älteren deutschen Literaturwissenschaft, erklärt, dass die Kenntnis einer nicht mehr gesprochenen und somit nicht direkt anwendbaren Sprache die Fähigkeiten zum Erwerb von strukturellem Wissen und zur Analyse fördert. Das könne mit naturwissenschaftlichen Fächern verglichen werden. Dort würden etwa grundlegende mathematische Kenntnisse ein Instrument zur Forschung darstellen. Die Abschaffung des Lateinobligatoriums bedeute aber noch weitaus mehr. Die im Lateinunterricht vermittelte Kenntnis der Antike fördere das Verständnis für die antike Welt.

Kann dieses Verständnis nicht mehr mithilfe von Latein gefördert und ausgebildet werden, habe dies einen Schwund von Historizität zur Folge. «In Zukunft werden Nachwuchsforschende dieses Gedankengut immer weniger in ihre Forschung integrieren. Der Aufwand für sie wird schlicht zu gross, sich mit lateinischen Texten zu beschäftigen», so Christian Kiening. Bereits heute werden Literaturepochen, in welchen lateinische Texte eine grössere Rolle spielen, weniger erforscht als andere. So scheint es beinahe unvermeidbar, dass fremdsprachige Texte in Zukunft zunehmend ignoriert werden, was einen enormen Qualitätsverlust für die Forschung bedeutet.

Standortnachteil für Zürich

Nun stellt sich die Frage, wie der Beschluss zur Abschaffung der Lateinpflicht überhaupt zustande kam. Nein, kantonale Sparmassnahmen sind für einmal nichtdie Ursache. Laut Kiening sind auch keine Vorstösse von Studierenden bekannt, die sich mit dem Latein überfordert gefühlt hatten. Im Gegenteil: Die Entscheidungsgewalt lag ausschliesslich beim Deutschen Seminar selbst. Umso fragwürdiger erscheint der Umstand, dass der Grossteil der Institutsversammlung eine Abschaffung des Lateinobligatoriums befürwortet und somit eine Niveauverschlechterung des eigenen Studienfachs begrüsst hat. Es ist anzunehmen, dass der Wettbewerbsnachteil, der mit der Lateinpflicht einhergeht dabei keine Nebenrolle spielt.

Anforderungen senken, um mehr Studierende anzulocken – so lautet die Devise. Das Deutsche Seminar ist nicht

das erste Institut in Zürich, welches sich vom Lateinobligatorium verabschiedet. Als Vorbild könnte das Englische Seminar gedient haben. Dieses schaffte die Lateinpflicht bereits im Herbstsemester 2015 ab. Laut Professorin Marianne Hundt, Leiterin des Englischen Seminars, konnte ein Jahr später tatsächlich eine Zunahme der Studierendenzahl verbucht werden. Im Herbstsemester 2016 umfasste das grösste Einführungsmodul 286 Studierende. Das sind ganze 70 Studierende mehr als im Vorjahr, was einer Zunahme von 30 Prozent entspricht. Jedoch seien, so Hundt, neben der Abschaffung des Lateinobligatoriums wohl auch andere Faktoren für diesen markanten Anstieg verantwortlich. Es wird sich in den kommenden Semestern und Jahren zeigen, ob es auch dem Deutschen Seminar gelingt, mehr Erstsemestrige anzulocken.

Keine rosige Zukunft

Die Diskussion um die Notwendigkeit des Latinums wird noch lange nicht beendet sein. Auch am Historischen Seminar wird über eine Abschaffung diskutiert. Im Rahmen dessen wurden die Studierenden dazu aufgefordert, an einer Umfrage teilzunehmen und ihre Einstellung zum Latinum kundzutun. Die Ergebnisse stehen noch aus. Fakt bleibt: Solange die Institute ihre Studierendenzahlen in die Höhe treiben wollen, wird die Zukunft des Lateins an der Uni Zürich wohl alles andere als rosig aussehen. ◊

Das Latinum

Vorbei sind die Zeiten, da ein Sprachstudium Lateinkenntnisse erfordert hätte. Aktuell bestehen nur noch die romanischen Sprachfächer und das Historische Seminar auf dem Latinum. Insbesondere bei Letzterem deuten alle Vorzeichen darauf hin, dass es auch dort bald heisst: Requiescat in pace lingua latina.

Schnuppersemester für Geflüchtete

Im Rahmen eines Pilotprojekts bekommen 20 Geflüchtete die Möglichkeit, Vorlesungen an der UZH zu besuchen.

Jana Bersorger und Madeleine Sieber

Die hiesige Debatte rund um Geflüchtete hat nicht an Brisanz verloren. Ebensowenig die Frage, wie man am besten selbst einen Beitrag zur Hilfe in dieser prekären Situation leisten kann. Kleider- und Geldspenden oder Freiwilligenarbeit sind sinnvolle und machbare Möglichkeiten, sie kosten aber in erster Linie Zeit oder Geld. Bei Studierenden ist Letzteres meistens nur knapp vorhanden. Zeit kann in vielen Fällen besser entbehrt werden. Und genau darauf setzt ein neues Projekt, das vom VSUZH in Zusammenarbeit mit der «Amnesty International Hochschulgruppe Zürich» organisiert wird. Im Rahmen des Pilotprojekts «Schnuppersemester für Flüchtlinge» wird 20 Geflüchteten im Frühjahrssemester 2017 die Möglichkeit geboten, als Gasthörende und gebührenfrei die Vorlesungen der UZH zu besuchen.

Studierende, die sich für Geflüchtete engagieren möchten und einen kulturellen Austausch im universitären Umfeld begrüssen, können dabei in der Rolle eines Mentors bzw. einer Mentorin jemanden durch das Semester begleiten. Dabei kümmern sich die Studierenden um die erste Kontaktaufnahme und arrangieren regelmässige Treffen. Empfohlen werden im Minimum eine Stunde pro Woche sowie zusätzlich weitere kleinere Treffen. Ausserdem gehört es zur Aufgabe der Mentorinnen und Mentoren, einen Auditorenschein auszufüllen: Wer im Besitz eines Auditorenscheins ist, darf auch ohne Immatrikulation Vorlesungen an der Uni Zürich besuchen. Diese Möglichkeit stehtallen offen, allerdings muss der Auditorenschein für gewöhnlich gegen eine Gebühr erworben werden, die für die Teilnehmenden dieses Projekts entfällt. Daneben müssen die Mentorinnen und Mentoren an zwei Informationsevents teilnehmen. Im Rahmen desselben Projekts gibt es für Studierende auch die Möglichkeit, sich bei sogenannten «Refugees-Events» als freiwillige Helfer und Helferinnen zu beteiligen. Bei «Refugees-Events» wird den Geflüchteten die Möglichkeit geboten, sich mit anderen Geflüchteten und anderen Mentorinnen und Mentoren auszutauschen.

Das Ziel des Projekts ist es, dass Teilnehmende einen Einblick in das studentische Leben an der Uni Zürich gewinnen und sich damit auf eine mögliche spätere Bewerbung an der Universität vorbereiten können. Aus diesem Grund dürfen die Teilnehmenden auch das Selbstlernzentrum des Sprachenzentrums nutzen, um dort ihre Sprachkenntnisse zu erweitern. Während des Schnuppersemesters erhalten die Teilnehmenden allerdings keinen Studierendenstatus.

Es ist für sie nicht möglich, sich akademische Leistungen anrechnen zu lassen und Prüfungen abzulegen. Voraussetzungen für die Teilnahme am Projekt sind ein angefangenes oder bereits abgeschlossenes Hochschulstudium, gute Sprachkenntnisse der jeweiligen Unterrichtssprache und einen Aufenthaltsstatus der Art B, F oder N. Obwohl die Uni erstmals ein solches Projekt lanciert hat, ist das Interesse sowohl auf Seiten der Geflüchteten als auch auf Seiten der Studierenden gross. Nicht ganz die Hälfte derjenigen, die sich beworben haben, hat bereits ein Studium absolviert.

Die Uni Zürich ist nicht die einzige Schweizer Hochschule, die sich mit einem Schnuppersemesters dafür einsetzt, dass Geflüchteten der Wiedereinstieg an die Uni erleichtert wird; an der ETH beispielsweise konnten bereits im vergangenen Herbstsemester 40 Interessierte an einem Schnuppersemester teilnehmen. ◊

«Im Liz-System hängen geblieben»

Auf dieses Semester hin sind an der Philosophischen Fakultät die kleinen Nebenfächer abgeschafft worden. Der Studiendekan Daniel Müller Nielaba steht Rede und Antwort.

Dominique Zeier (Interview)

Was ist die Überlegung hinter der Abschaffung der kleinen Nebenfächer?
Müller Nielaba: Der Entscheid zur Abschaffung der kleinen Nebenfächer wurde von der Philosophischen Fakultät getroffen. Im Grundsatz geht es darum, dass wir vom kleinen Nebenfach aus keine Konsekution, also keine Weiterführung auf Masterstufe garantieren können, vor allem nicht bei einem Hochschulwechsel. Es wird also immer schwieriger, den Übergang vom Bachelor- ins Master-Programm für Studierende zu gewährleisten, die eine solche Fächerkombination gewählt haben.

Sind die kleinen Nebenfächer also noch ein Überbleibsel aus alter Zeit?
Ja, das ist richtig. Da sind wir noch ein bisschen am Liz-System hängen geblieben. Die Idee von Bologna ist, dass Studierende, die hier den Bachelor gemacht haben, nicht zwingend auch ihren Master hier absolvieren müssen. Mit der Institution der kleinen Nebenfächer ist diese Anschlussmöglichkeit nicht gegeben.

Die Philosophische Fakultät betont, dass durch die Abschaffung keine Inhalte verloren gehen. Steht den Studierenden dadurch aber nicht weniger Vielfalt in der Fächerauswahl zur Verfügung?
Nein, das kann man so nicht sagen. Die Inhalte der kleinen Nebenfächer werden weiterhin angeboten und sogar mehr Studierenden zugänglich gemacht, also auch solchen, die nicht spezifisch ein kleines Nebenfach wählen möchten. Die Universität Basel bietet etwa im Bachelor genau zwei Fächer an, die aber einen sehr grossen Wahlbereich einschliessen. Diesen können die Studierenden entweder einem Fach zuweisen, in zwei Fächer aufteilen, oder sie belegen viel Verschiedenes. Ganz so weit gehen wir an der UZH nicht. Wir glauben aber, dass sich mehr Studierende trauen werden, beispielsweise ein Modul in Mittellatein zu belegen, das sie ihrem Hauptfachprogramm anrechnen können, anstatt sich für längere Zeit auf ein Nebenfach festzulegen.

Auf das Herbstsemester 2019 hin revidiert die Philosophische Fakultät alle ihre Studienprogramme. Hat die Abschaffung der kleinen Nebenfächer damit etwas zu tun?
Auf jeden Fall. Der Reformplan Bologna 2020 für die Philosophische Fakultät, so, wie ihn die Unileitung genehmigt hat, sieht vor, dass die neuen Studienprogramme im Herbst 2019 in Kraft treten.

«Im Master sind Monoprogramme geplant»

Dabei werden auch noch die letzten vier kleinen Nebenfächer, die bis dahin bestehen bleiben, abgeschafft. Aus meiner Sicht ist es falsch, wenn sich Studierende heute in ein Studienprogramm einschreiben können, von dem wir wissen, dass es dieses nicht mehr geben wird, wenn sie die Masterstufe erreichen.

Welche Änderungen werden sonst noch vorgenommen?
In der Planung sind verschiedene neue Monoprogramme für die Masterstufe vorgesehen. Ausserdem werden die 75-Punkte-Master-Programme alle durch 90er-Formate ersetzt werden. Zusätzlich suchen wir immer nach Wegen, den Bereich der Wahlmodule weiter zu öffnen. Dazu könnte beispielsweise auf Stufe Bachelor gehören, dass gewisse Sprachkompetenzerwerbe wie das Latinum ECTS-Punkte erbringen. Am wichtigsten ist für uns aber, die Konsekution, also die Anschlussfähigkeit des Bachelorabschlusses zum Master, sicherzustellen.

Studierende, die bereits kleine Nebenfächer belegt haben, können diese bis 2019 noch zu Ende studieren. Was passiert aber, wenn jemand in einem solchen Programm jetzt aufgrund eines Misserfolgs aus seinem Studienprogramm ausgeschlossen wird?
Tatsächlich ist es so, dass sich ein Problem ergibt, wenn ein Studierender in den nächsten Jahren aus einem kleinen Nebenfach ausgeschlossen wird, da ihm oder ihr keine direkten Alternativen zur Verfügung stehen. Im Extremfall führt das dazu, dass jemand ein Bachelor-Nebenfach nachholen muss, um den Master abschliessen zu können. Darin zeigt sich aber auch direkt ein Problem des Systems, das wir abschaffen werden. Für mich als Studiendekan wäre ein solcher Härtefall immer schlimm. Dieses Risiko wird in den nächsten Jahren aber stetig abnehmen. ◊

Zur Person
Daniel Müller Nielaba ist Professor für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft. Darüber hinaus ist er Studiendekan der Philosophischen Fakultät und als solcher massgeblich an der Studienreform «Bologna 2020» beteiligt.

Unruhestiftungen

Die Uni veröffentlicht eine Liste aller gestifteten Professuren. Nicht alle Fakultäten erfahren den gleichen Geldsegen.

Frederik von Gerlach und Michelle Huber

Transparenz ist ein erklärtes Ziel von Michael Hengartner, Rektor der Universität Zürich. Auf Anfang Jahr hat die Universität Zürich deshalb eine Liste veröffentlicht, die alle Stiftungsprofessuren an der Uni Zürich auflistet. Sie folgt damit der Uni Basel, die schon seit Längerem eine solche Liste führt.

Privates Geld

Eine Stiftungsprofessur ist eine Professur, die substanziell von Dritten oder Privaten finanziert wird. Die Geldgebenden können Stiftungen, Einzelpersonen oder Unternehmen sein. An der Universität Zürich trifft das zurzeit auf 27 Professuren zu. Unter den Sponsoren befinden sich beispielsweise die UBS, die Stiftung der Privatbank Vontobel oder die Stadt Aarau. Ja, sogar ein Scheich, Chalifa bin Zayid Al Nahyan, seines Zeichens Präsident der Vereinigten Arabischen Emirate, findet sich unter den Geldgebenden. Er stiftet gleich vier Assistenzprofessuren an der Medizinischen Fakultät.

Die Anzahl gestifteter Professuren hat in den vergangenen Jahren zugenommen und wird auch in Zukunft weiter wachsen. «Dies ist generell zu begrüssen», findet Hengartner. Die Finanzierung durch den Staat ist limitiert und die Studierendenzahlen steigen an. «Um der Doppelaufgabe von Lehre und Spitzenforschung gerecht zu werden, ist die Universität auf Stiftungsprofessuren angewiesen», so Hengartner. Stiftungsprofessuren sollten jedoch bloss eine Ergänzung sein. «Die Universität nur durch Schenkungen laufen zu lassen, wäre ein falsches Signal an die Politik», meint Hengartner.

Mögliche Interessenkonflikte

Allerdings sorgen gesponserte Lehrstühle immer wieder für Aufsehen. So beispielsweise an der Universität Basel, als der Pharmalobby-Verband Interpharma bei der Ernennung eines Professors mitredete und ausserdem 300'000 Franken in seine Pensionskasse einzahlte.

«Die Stiftungen haben an der Universität Zürich lediglich einen Einfluss auf das Themengebiet und kein Mitspracherecht bei der Auswahl des Professors oder der Professorin», versichert Hengartner. «Eine Einmischung wäre nicht nur für die UZH und die Professorin bzw. den Professor reputationsschädigend, sondern sie würde auch der Reputation der Stiftung Schaden zufügen. Der Geldgeber würde sich somit einen Bärendienst erweisen.»

> «Die Universität Zürich ist auf Stiftungsprofessuren angewiesen»

Reicher Patient stiftet Geld

Ganz so einfach wie von Hengartner dargestellt, ist der Sachverhalt aber nicht. Denn bereits über diese Themensetzung können die Geldgebenden wissenschaftliche Schwerpunkte setzen, wodurch sie einen grossen Einfluss auf die Forschung haben. So sponsert Scheich Chalifa, einst selbst Patient der Universitätsklinik Zürich, vier Assistenzprofessuren im Bereich der Herzkreislaufforschung. Ernst Fehr, Vizepräsident des Wirtschaftsdepartements der Uni Zürich, gründete die Excellence Foundation Zurich mit dem Zweck, Gelder für das Volkswirtschaftliche Institut zu sammeln.

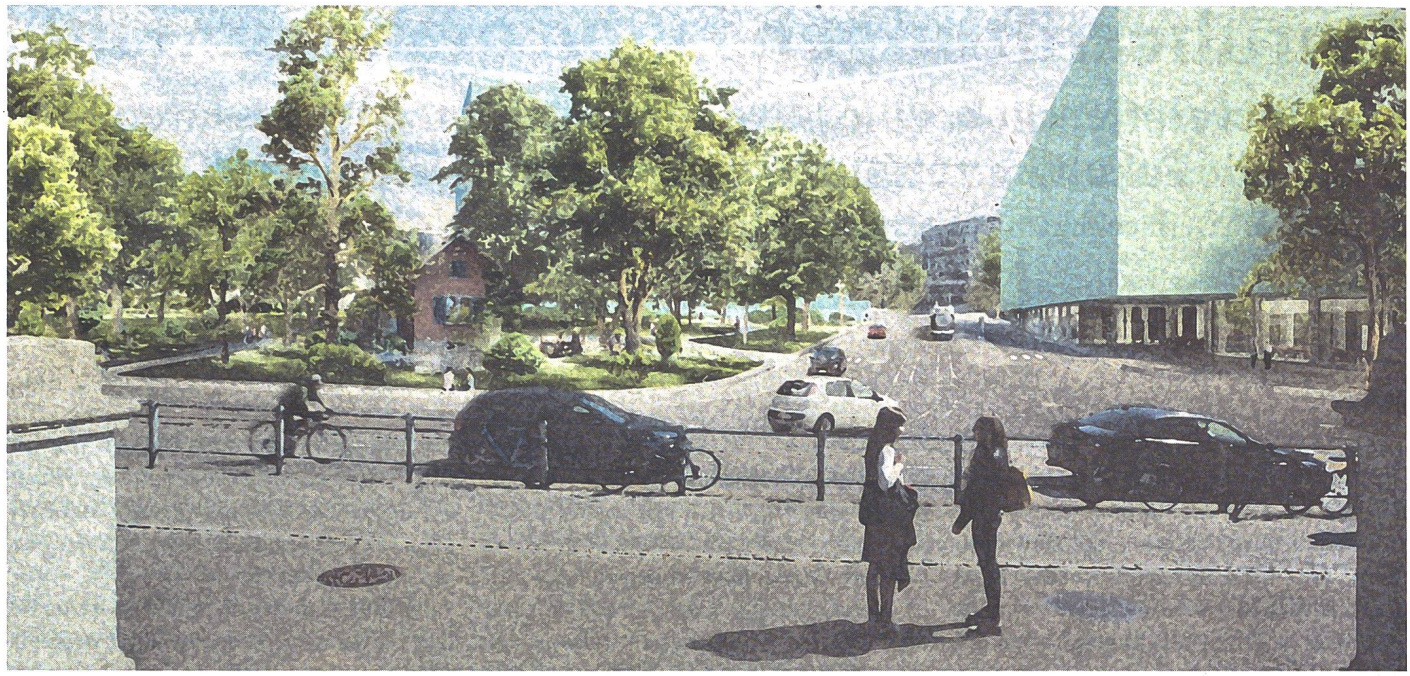
Insgesamt erhält die Medizinische Fakultät Beiträge von elf verschiedenen Förderern. Die wirtschaftswissenschaftliche Fakultät kommt auf neun, die Philosophische Fakultät hingegen nur auf fünf Geldgebende. Die Mathematisch-Naturwissenschaftliche und Theologische Fakultät kommen gar nur auf je eine gestiftete Professur.

«Gesellschaftlich bedingt ist es so, dass Stiftungsprofessuren eher in gewissen Bereichen zu finden sind als in anderen», gesteht Hengartner ein. «Es ist daher Aufgabe der Universität, die öffentlichen Mittel, die ihr zur Verfügung gestellt sind, so einzusetzen und zu verteilen, dass auch Fachrichtungen, welche kaum Stiftungsprofessuren anziehen können, genügend Unterstützung erhalten.» Aber es kann nicht gut kommen, wenn über längere Zeit in gewisse Forschungsbereiche unverhältnismässig viel mehr als in andere investiert wird.

Mehr Drittmittel

Denn auch die Philosophische Fakultät zum Beispiel ist auf zusätzliche Mittel angewiesen. «Viele Forschungsprojekte in den Geistes- und Sozialwissenschaften sind ohne Drittmittelfinanzierung gar nicht mehr durchführbar», erklärt Andreas Jucker, Dekan der Philosophischen Fakultät. Man habe die Summe der Drittmittel an der Philosophischen Fakultät seit dem Jahr 2010 bereits mehr als verdoppelt und werde alles daran setzen, um dort anzuknüpfen. Auch die Philosophische Fakultät kann es sich heute nicht mehr leisten, ohne solche Stiftungsgelder auszukommen.

Es ist zu begrüssen, dass die Universität Zürich ihre gestifteten Professuren offenlegt. Gleichzeitig gibt das Anlass, zukünftig genau hinzuschauen, wer der Uni Geld gibt und worin investiert wird. Damit die Schere zwischen den verschiedenen Studienrichtungen nicht auseinanderklafft und die Freiheit der Forschung gewährleistet bleibt. ◊



Im Hochschulquartier bleibt kein Stein auf dem andern.

It's gonna be huge!

Die Uni leidet an Platzmangel. Zusammen mit der ETH und dem Universitätsspital will sie das Hochschulquartier umbauen.

Jan Bolliger (Text)

Die kantonale Baudirektion hätte sich einen anderen Kommentator für ihr Modellvideo «Masterplan Hochschulgebiet» aussuchen sollen. Donald Trump zum Beispiel. Eine digitale Planierraupe macht das halbe Universitätsquartier platt, ein neuer Klotz nach dem anderen schiesst aus dem Boden, und man hört die globale Witzfigur «It's gonna be huge!» rufen. Im 2014 veröffentlichten Video stellt der Kanton sein Konzept für das Hochschulgebiet Zürich Zentrum vor, welches die bauliche Entwicklung der Universität, der ETH und des Unispitals festlegen soll.

Momentan leiden alle drei Institutionen unter akutem Platzmangel. Die Hochschulen mussten Gebäude im Zentrum, in Oerlikon und in Schlieren dazumieten, das Spital ein Provisorium im Park bauen. Die letzte bauliche Weiterentwicklung der Uni war 1999 am Irchel. Seither ist die Zahl der Studierenden an der UZH um ein Viertel auf rund 25'000 angestiegen, und jedes Jahr kommen mehr dazu. Dass diese Situation nicht optimal ist, wissen alle, die in 20 Minuten von einem Seminar in Oerlikon in eine Vorlesung im Zentrum hetzen müssen.

Neuanfang

Um das Problem zu lösen, geht der Kanton für einmal ganz unschweizerisch vor und macht Nägel mit Köpfen. Statt ein paar Verbesserungen hier und da plant er, einen Grossteil dessen, was nicht denkmalgeschützt ist, abzureissen und grösser wieder aufzubauen. Besonders das Spital soll vergrössert werden. Diese bauliche Verdichtung mitten im Herzen von Zürich rechtfertigt der Kanton damit, dass Forschung, Lehre und Spital nahe beieinander liegen sollten. Nur so sei ein stetiger Austausch garantiert. Zudem könne die kostspielige Infrastruktur geteilt werden.

Die Uni will künftig nur zwei Standorte: Irchel und Zentrum. Im Zentrum sollen zwei grosse Gebäude entstehen. Eines der beiden soll schon in zehn Jahren auf dem Areal Wässerwies, gleich vis-à-vis vom Eingang des Hauptgebäudes, stehen. Das Projekt ähnelt in seiner Grösse dem Hauptgebäude. Der zweite Neubau ist an der Stelle des Deutschen Seminars und des benachbarten Volkswirtschaftsgebäudes geplant. Er soll 2030 fertiggestellt werden.

Wunschliste

Was genau in die neuen Gebäude kommen soll, ist noch ziemlich unklar. Im Wässerwies sollen Prüfungs- und Vorlesungssäle, eine Gross-Bibliothek, welche die Bestände der umliegenden Kleinbibliotheken zusammenfassen wird, Verpflegungsstätten und Sporthallen unterkommen, wie Stefan Schnyder, Direktor Finanzen, Personal und Infrastruktur der

Uni, schreibt. Im Masterplan von 2014 steht, dass die neuen Gebäude für Geistes-, Rechts- und Wirtschaftswissenschaften vorgesehen sind.

Der Neubau wird der UZH knapp 134'000 Quadratmeter Geschossfläche zur Verfügung stellen. Zieht man die zugemieteten Flächen ab, entspricht dies etwa einem Flächenzuwachs von 15 Prozent im Zentrum.

Ein teurer Spass

Das gesamte Projekt wird zurzeit mit rund 4.5 Milliarden Franken veranschlagt, wobei der Löwenanteil von 2.1 Milliarden auf das Unispital fällt. Bezahlen wird den Teil der UZH der Kanton im Rahmen der gesamtkantonalen Investitionsrechnung. Auf die Frage, ob aufgrund der Mehrausgaben an anderen Stellen gespart werden wird, sagt Schnyder: «Da kantonale Investitionsmittel immer beschränkt zur Verfügung stehen, ist klar, dass eine Güterabwägung der jeweiligen Investitionsprioritäten aller kantonalen Institutionen gemacht werden muss. Dabei muss in den universitären Führungsgremien entschieden werden, welche Investitionen wichtig sind und auf welche verzichtet werden muss.» Heisst also, die Uni wird andernorts sparen müssen.

Das Aussehen der geplanten Gebäude ist noch unklar. Auch, ob die Bauzeiten eingehalten werden, steht noch in den Sternen. Das Wässerwies-Gebäude wurde ursprünglich für 2025 geplant, mittlerweile heisst es, dass die erste Etappe 2027 beendet sein wird.

Demokratisch heikel

Besorgte Bürger und Bürgerinnen äussern sich online zu Denkmalschutz, Bauhöhen und Verkehrsbelastungen – scheinbar vergebens, denn obwohl in der Stadt Zürich normalerweise über jedes Gartenhäuschen-Projekt abgestimmt wird, haben Bürger bei diesem Umbau im Herzen der Stadt nichts zu sagen. Die gemeinsame Plan kantonaler und eidgenössischer Institutionen verunmögliche dies, meinte Baudirektor Markus Kägi in einem «Tages-Anzeiger»-Interview.

Die Behörden sind aber sichtlich darum bemüht, keinen Ärger aufkommen zu lassen. Sie organisierten Informationsveranstaltungen und versprechen, dass Quartiere sich einbringen können. Auch die UZH betont, dass der Dialog unter anderem mit dem VSUZH, dem Verein Akademischer Mittelbau und dem Verein Infrastrukturpersonal gepflegt werde.

Wie sich das Projekt entwickeln wird, ist zurzeit noch unklar. Sicher ist nur, dass Studieren an der Uni in 20 Jahren anders aussehen wird als heute. Und das ist auch gut so. Denn es ist niemandem gedient, wenn man durch die halbe Stadt reisen muss, um Lehrveranstaltungen besuchen zu können. Ob es der Uni gelingt, so etwas wie ein Campusgefühl entstehen zu lassen; wie es ist, neben einer Grossbaustelle zu lernen, und ob die neuen Gebäude wirklich den Bedürfnissen der Studierenden entsprechen werden, wird sich zeigen. ◊

Arbeitswelten — Mein Vater entschied, dass ich Pfarrer werden sollte. Meine Familie war sehr religiös, und ich war nicht so kraftvoll gebaut wie mein älterer Bruder. Als ich mit 14 mit der Schule fertig war, schickte mich mein Vater zum Stift Beromünster. Sehr schnell merkte ich, dass das nichts für mich war. Theologie interessierte mich nicht. Im Lateinunterricht hatte ich besonders Mühe. Dazu musste ich auf so vieles verzichten. In der Nacht kamen die Domherren, ohne anzuklopfen, in unsere Zimmer und schauten, dass wir nichts Verbotenes machten. Es war ein Gefängnis für mich.

Mein Vater war Käser. Ich habe immer gerne im Geschäft mitgeholfen, obwohl das Schaffen in einer Käserei damals harte körperliche Arbeit war. Ein Laib Emmentaler wiegt knapp hundert Kilogramm und musste alle zwei Stunden von Hand umgedreht werden. Sogar die Milchzentrifuge war mit manuellem Antrieb. Aus dem Stift Beromünster rief ich meinen Vater an und sagte ihm, dass der Pfarrerberuf nichts für mich sei und dass ich auch Käser werden wollte. Entgegen meiner Erwartung hat er es sofort akzeptiert. Er sagte mir: «Quäle dich nicht. Setze deine Intelligenz anders ein.» Am nächsten Tag holte er mich ab.

In der Käserschule hatten wir Physik, Chemie und Bakteriologie – ich lernte mit grosser Begeisterung. Die Käsermeister-Prüfung habe ich später sogar mit Bestnoten bestanden. Mit meinem Beruf war ich lebenslang glücklich. Ich konnte tun, was ich wollte. Ich war frei.

Jonathan Schmid, 84

Zeitgeist

Zeitschrift für Storytelling
und altersgerechte Gestaltung

Hier erzählen Bewohnende des Alterszentrums Laubegg ihre Geschichte. Eine Zusammenarbeit mit «Zeitgeist». Text aufgezeichnet von Carolyn Kerchof.

Impressum

Zürcher Studierendenzeitung
95. Jahrgang
Ausgabe # 1/17
www.zs-online.ch

Verlag
Medienverein ZS
Rämistrasse 62, 8001 Zürich
Spendenkonto:
IBAN: CH32 0070 0110 0030 6727 2

Geschäftsleitung
Melanie Oros

Inserate
Zentralstelle der Studentenschaft der Universität Zürich, Campusbüro, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
044 634 25 59
info@campusbuero.ch

Inserateschluss # 2/17: 17.03.2017

Druck
Merkur Druck AG
Gaswerkstrasse 56, 4901 Langenthal

Auflage
32'814 (WEMF 2017), 35'000 (Druckauflage)
Die ZS – Zürcher Studierendenzeitung – erscheint 6-mal jährlich und wird an alle Studierenden der Universität Zürich sowie an einen Teil der ETH-Studierenden verschickt. Nachdruck von Texten und Bildern ist nur nach Absprache mit der Redaktion möglich. Die ZS wird von Studierenden produziert, sie ist von der Uni unabhängig und finanziert sich fast ausschliesslich durch Inserate.

Redaktionsadresse
Medienverein ZS, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
redaktion@medienverein.ch
Redaktionsschluss # 2/17: 17.03.2017

Redaktion
Oliver Camenzind, Karina Gander (Bildredaktion), Reto Heimann, Juliana Maric, Stephanie Meier, Basil Noser, Kevin Solioz, Dominique Zeier

Mitarbeit
Jana Bersorger [jab], Tobias Bolli, Jan Bolliger, Aylin Fidan [ayf], Nadja Fitz, Frederik von Gerlach, Michelle Huber, Michael Kuratli, Linus Oberholzer, Madeleine Sieber

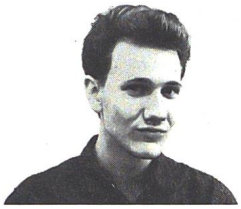
Bilder und Illustrationen
Eike von Lindern, Juliana Maric, Armanda Mura, Madeleine Sieber, Kevin Solioz

Aufschlagseite: Allie Caulfield (flickr.com)

Lektorat
Sandra Ujpétery (www.auftragskillerin.ch)

Produktionssong # 1/17
Mani Matter – Ballade vom Nationalrat
Hugo Sanders

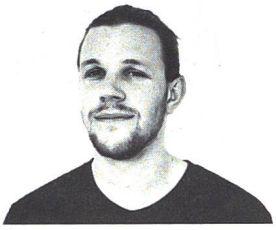
MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C007321
FSC www.fsc.org



Camenzind

Riesenfreunde

Song — Von der Band «Hazmat Modine» gibt es einen Song, der in sechs wunderbaren Minuten die Entstehung der Welt erzählt: Sie schwimmt in einer silbernen Schüssel auf einem Baum, der aus der Schnauze eines riesigen blutroten Ochsen wächst. Dieser wiederum steht auf einem Sandkorn, das in einer einzigen Träne im Auge des Riesen Bahamut schwimmt. Und Bahamut spaziert leichtmütig mit seinem Freund Bohemoth durch den Frühling. Freunde wie der Bahamut sind allen zu wünschen.



Noser

Keine Ferien

Helfen — Das Hotel City Plaza in Athen feiert bald sein einjähriges Jubiläum. Die vier Aufzüge sind seit Beginn ausser Betrieb, das eiskalte Wasser der Duschen fliesst kaum noch ab, und zum abendlichen Linseneintopf teilen sich die Gäste rund 20 Gabeln.
City Plaza stand mehrere Jahre leer, heute ist es besetzt und dient 400 Geflüchteten als Zuhause. Ohne Unterstützung dienen die Gabeln bald niemandem mehr.
facebook.com/dasbesteHotelEuropas

Marić

Action, bitte

Leben — Steh auf, zieh dich an, geh raus und mach! Hör auf, so viel nachzudenken, und lass den Dingen ihren Lauf. Denn irgendwann merkst auch du, dass Stillstand schlimmer ist als eine falsche Entscheidung. Du wirst Angst haben und Opfer bringen müssen. Gib trotzdem alles, denn es lohnt sich. Zum Schluss folgt die Belohnung, ein Gefühl, das dir niemand anders geben kann. Jetzt kannst du nämlich stolz auf dich sein.

Gander

Witziger Germanist

Humor — Zugegeben, was gerade in der Welt vor sich geht, ist beängstigend und macht einen unsicher. Umso mehr greift man während solchen Zeiten zu Poesie und Humor. Eric Jarosinski ist ein amerikanischer Germanist und leidenschaftlicher Twitterer. Unter @Nein Quarterly publiziert er kurze Aphorismen und bringt es dabei immer auf den Punkt. Seine Sprüche sind stets kurz, zynisch und düster, aber vor allem extrem amüsant!

Zeier

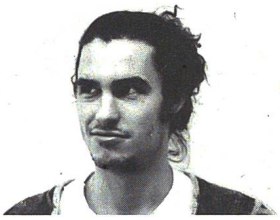
Fahrenheit 451

Kindle — Vor kurzem habe ich gelernt, dass das Wort «to kindle» übersetzt «etwas anzünden/anfachen» bedeutet. Schon davor war ich kein Fan dieser kleinen Computer, die die papiergebundenen Bücher aus ihren Regalen vertreiben wollen. Seit ich weiss, woher deren Name stammt, haben sich diese Gefühle nur verstärkt. Aber wer weiss, vielleicht brennt das elektronische Papier, aus dem die Bildschirme gefertigt sind, ja auch ganz gut.

Heimann

Wahrer Sieger

Ski Alpin — Ich finde es ja toll, dass Beat Feuz an der Ski-WM Abfahrtsweltmeister geworden ist. Moll wükli. Viel toller finde ich aber die Leistung von Kai Horwitz. Noch nie gehört? Horwitz ging für Chile an den Start und wurde Letzter. Bevor man nun zu höhnen beginnt: Im Gegensatz zu Feuz ging Horwitz sein Rennen ohne profesionelles Team an, konnte nicht auf die Unterstützung unzähliger Serviceleute zählen. Kam nicht in den Genuss jahrelanger Nachwuchsförderung. Ist dennoch die übertrieben steile und eisige Piste hinuntergejagt. Was sind da schon zehn Sekunden Rückstand?



Solioz

Showbiz

Nomen est omen — Ein Pfarrer erzählte mir neulich von seinem schlimmsten Berufsunglück. Es geschieht an einer Abdankung. Er beginnt zu lesen: «Wir haben uns heute versammelt, um von Karl Simon Weber Abschied zu nehmen.» Die Blicke der Trauergemeinschaft verfinstern sich. Er fährt trotzdem fort. The show must go on! Nach der Rede streckt ihm ein Mann die Hand entgegen: «Gestatten, Karl Simon Weber!»

Von zuhause aus den Markt erobern?

Tatsache bei dieser Garage, von der aus der Weltkonzern Apple durchstartete. Ist das auch heute noch möglich?

Viel Geld und viele Zahlen

Start-ups verändern die Art und Weise, wie unsere Wirtschaft funktioniert. Eine Übersicht über die wichtigsten Daten.

Oliver Camenzind

Staatliche Förderung
Ganze 99.6 Prozent der in der Schweiz eigetragenen Betriebe sind kleine und mittlere Unternehmen (KMU), also solche mit weniger als 250 Angestellten. Sie beschäftigen ungefähr zwei Drittel aller in der Schweiz Erwerbstätigen. Damit sind sie die wichtigste Stütze der Schweizer Wirtschaft und werden deshalb vom Staatssekretariat für Wirtschaft und dem Bundesrat rege gefördert: Im Jahr 2012 entging dem Fiskus gut eine Milliarde Franken wegen Steuererleichterungen für Unternehmen, obwohl dieselben einen Gesamtgewinn von über 14 Milliarden generierten. Dank dieser Massnahmen konnten ebenfalls 2012 fast 2'500 Arbeitsplätze gesichert werden. So berichtet es das Staatssekretariat für Wirtschaft in einer Aufstellung vom November 2016.

Innovation und Wachstum
Nicht alle KMU sind Start-ups. Start-ups sind ein Typ von Unternehmen, der sich durch sehr hohe Innovativität sowie das Potenzial zu schnellem Wachstum und damit einhergehender Wertsteigerung auszeichnet. Waren früher eher Tradition und Erfahrung Kennzeichen für wirtschaftlichen Erfolg, so muss heute alles schnell gehen: Die drei von der Marktforschungsagentur «Millward Brown» als wertvollste Marken der Welt gelisteten Unternehmen waren 2016 im Durchschnitt gerade einmal 34 Jahre alt und erwirtschafteten zusammen fast 400 Milliarden US-Dollar Umsatz. Zum Vergleich: Das nominale Bruttoinlandprodukt von Österreich beträgt nur gerade 15 Milliarden mehr.

Standort Schweiz
Auch in der Schweiz machen Start-ups grosse Geschäfte. Insgesamt wurden im Jahr 2015 nicht ganz 700 Millionen Schweizer Franken in die Gründung von rund 12'000 jungen Unternehmen investiert. Der grösste Teil davon floss in die Branchen Life Sciences und Informations- und Kommunikationstechnologie. Interessanterweise machen Start-ups aus den Life Sciences aber nur einen Fünftel aller Neugründungen aus, während sie 70 Prozent des ganzen Geldes bekommen.

Aus volkswirtschaftlicher Sicht wäre dies erfreulich, wenn nicht der Anteil der Investitionen aus dem Inland verhältnismässig gering wäre. Schätzungsweise 43 Prozent des Kapitals stammen aus der Schweiz. Es ist zu befürchten, dass erfolgreiche Unternehmen später dahin abwandern, wo ihr Geld herkommt. Im europäischen Durchschnitt finanzieren sich zwei Drittel der Start-ups über inländisches Geld, in Frankreich sogar 83 Prozent.

Während in Zürich vor allem Unternehmen aus dem Bereich der Informatik gegründet werden, scheint Basel vor allem Unternehmende aus den Life Sciences anzuziehen. Zusammen mit dem Kanton Waadt bilden die beiden Städte das jungunternehmerische Zentrum der Schweiz: Etwa zwei von drei Start-ups entstehen hier.

> Nur jedes zweite Start-up überlebt die ersten fünf Jahre

Firmengründungsfirmen
Das Gründen einer Firma ist lukrativ. Darum gibt es in der ganzen Schweiz bereits Dutzende Business-Zentren, Institute und Anlaufstellen, die sich auf die Gründung von Start-ups spezialisiert haben und in aller Regel auch an erfolgreichen Unternehmen mitverdienen.

Ausserdem sind auch die Hochschulen daran, junge Unternehmen zu fördern. An der Uni Zürich heisst die entsprechende Plattform «Startup@UZH», das Pendant an der ETH nennt sich «spinoff ETH Zürich». Beide Hochschulen wollen so die Erkenntnisse aus ihrer jeweiligen Forschung auf den Markt bringen – und natürlich zu Geld machen.

Nicht nur erfolgreich
Trotz aller beeindruckenden Zahlen scheint das Patentrezept für erfolgreiche Firmengründungen noch nicht gefunden worden zu sein. Nach fünf Jahren muss jedes zweite Start-up schon wieder aufgelöst werden. ◊

Geschäftstüchtige Hochschulen

Wenn es um die Gründung von innovativen Unternehmen geht, mischen auch die Hochschulen mit. Ihr Hauptaugenmerk sollte aber auf der Wissenschaft verbleiben.

Oliver Camenzind

Der vielzitierte Elfenbeinturm ist eine Metapher für die Universitäten, die mindestens so realitätsfern ist wie sie der Wissenschaft zu sein vorwirft. Die Universitäten mit ihrer Forschung sind die Innovationstreiberinnen unserer Gesellschaft. Sie schaffen Wissen mit der hehren Absicht, aktuelle Problemstellungen der Allgemeinheit zu lösen und ihre Erkenntnis ist kein Selbstzweck. Im Gegenteil: Sie sorgt dafür, dass sich unsere Lebensqualität stetig verbessert und der Alltag immer leichter wird. Seien es Fortschritte in der Medizin, seien es die technologischen Errungenschaften der letzten hundert Jahren, immer stand Grundlagenforschung der Akademien am Anfang.

Pragmatische Wissenschaft

Und in der jüngeren Geschichte sind die Hochschulen sogar noch pragmatischer geworden. Sie bringen immer öfter ihre Erkenntnisse gleich selber auf den Markt, was sowohl der Wirtschaft als auch den Hochschulen selbst zugute kommt, fliessen auf diese Weise doch viele Gelder wieder zurück in die Kassen der Forschungsstätten, die damit wieder Neues zutage förden können.

Mit bestem Beispiel voran geht in dieser Hinsicht einmal mehr die ETH Zürich. Sie gehört nicht nur akademisch zu den allerbesten Hochschulen auf der Welt, sie hat auch immer wieder ihren Geschäftssinn unter Beweis gestellt. Gerade im Technologiebereich leisten ihre Forschenden Ausserordentliches; und es kommt nicht von ungefähr, dass diese jedes Jahr zwischen fünfzig und hundert Patente und Computerprogramme anmelden. Und damit aus diesen Innovationen auch konkrete Produkte entstehen, hat die ETH über die letzten zwanzig Jahre denn auch diverse Stellen geschaffen, die es sich zum Ziel gemacht haben, den Unternehmensgeist der Studierenden und Forschenden zu fördern. Und das tun sie mit grossem Erfolg: In dieser Zeit wurden 350 ETH-Projekte zu Firmen, welche rund haben 2500 Stellen geschaffen haben, wie letztes Jahr eine Ausgabe des ETH-Magazins «Globe» stolz zu berichten wusste.

> Nur jedes zweite Start-up überlebt die ersten fünf Jahre

Problematische Interessensvermengungen

Daran gibt es soweit nichts auszusetzen. Nur drängt sich einmal mehr eine Grundsatzdiskussion auf: Muss Wissenschaft wirtschaftlich rentabel sein und den Markt mit Ideen versorgen? Wie die ETH zeigt, kann sie, aber im Grunde genommen muss sie nicht. Denn die Vermengung von wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Interessen ist bekanntlich äusserst problematisch.

> Die Wissenschaft braucht nicht rentabel zu sein

Davon abgesehen ist die Aufgabe einer Hochschule nicht primär, junge Menschen zu produktiven Teilnehmenden der Wirtschaft zu formen. Sie müssen Bildung zur Verfügung stellen statt Ausbildung. Sie soll kritische Geister fördern statt den Markt. Und zwar in allen Studienrichtungen.

Drittmittel

Es besteht bei allem erfreulichen Engagement einmal mehr die Gefahr, dass mit zunehmendem Unternehmensgeist an den Hochschulen die weniger profitablen Forschungsfelder wie etwa die Geisteswissenschaften vernachlässigt werden. Über kurz oder lang gesehen führt diese ungleiche finanzielle Verteilung zu asymmetrischem Wachstum. Es muss tunlichst vermieden werden, dass sich die Fakultäten und Institute allzu sehr von marktwirtschaftlichen Interessen leiten lassen. Genau wie auch bei gestifteten Professuren, Drittmitteln und ähnlichem ist besondere Vorsicht geboten, wenn sich die Hochschulen anschicken, sich dem Diktat des Marktes unterzuordnen. ◊

«Die Idee ist zweitrangig»

Eine Vielzahl von Stiftungen buhlt um die Aufmerksamkeit von Jungunternehmenden. Denn wer heute ein Startup gründen will, braucht vor allem eines: viel Geld.

Reto Heimann (Text)
und Madeleine Sieber (Bilder)

Eine umfunktionierte Garage. Darin Computer, Kabel, allerlei technische Gerätschaften. Davor junge Menschen mit zerzaustem Haar und Augenringen, die unter Hochdruck irgendwas an ihren Computern werkeln, was für Aussenstehende nur schwer verständlich ist. Ausgelaugt, getrieben von einer Idee: So ungefähr das typische Klischee eines Startups. Doch wieviel hat dieses Klischee heute noch mit der Realität zu tun?

Aus der Garage zum Weltmarktführer

Wenn man über Start-ups spricht, sieht man sich schnell mit einem Problem konfrontiert: Niemand hält eine allgemeingültige Definition bereit, was das Start-up als Unternehmensform sei. Sehr oft fällt der Begriff der Innovation: Ein Start-up muss etwas noch nie Dagewesenes sein, am besten sogar einen neuen Markt erschliessen. Auch sollte ein Start-up schnell wachsen – und im Idealfall möglichst gewinnbringend verkauft werden. Gründen nur Studierende Startups? Wieviel Umsatz muss ein Start-up mindestens erzielen, dass es als Start-up durchgeht? Kann auch ein KMU ein Start-up sein? Darüber herrscht weitgehend Unklarheit.

Sicher ist: Das verklärte Bild von Start-ups rührt aus deren Gründungszeit. Denn Start-ups sind – sowohl als Begriff als auch als Unternehmenstyp an sich – eine sehr neuartige Erscheinung. Der Oxford Dictionary verzeichnet den englischen Ausdruck «Start-up» im Sinne von «neugegründetes Unternehmen» das erste Mal 1975. In diese Zeit fällt die Entstehung erster Informatikfirmen, die aus dem Nichts eine gesamte neue Branche begründeten. Stichwort Apple, Stichwort Steve Jobs: Zusammen mit Steve Wozniak gründete dieser ein Start-up, das heute längst keines mehr ist. Apples Startkapital: 1400 Dollar. Heutiger Marktwert: 576 Milliarden Dollar. Natürlich ist Apple eine Ausnahmeerscheinung. Aber doch lässt sich die Frage stellen, ob ein Start-up auch heute noch mit derart wenig Anschubfinanzierung durchstarten kann. Konkret: Was braucht es, um in der Schweiz mit einem Start-up erfolgreich zu sein?

Gezielte Förderung

Der Pionierzeit folgte in den 90er-Jahren der grosse Boom der Internetstartups. Berühmtestes Beispiel hier: Google. Beide, Generation Apple und Generation Google, sind Startup-Kinder des Silicon Valleys. Die gesamte Startupszene wird bis heute vom kalifornischen Hochleistungsmotor angetrieben.

Heute buhlt eine Vielzahl von Stiftungen und Organisationen um Studierende, die ein Start-up gründen wollen. Eines der bekanntesten davon ist «venturekick», das alleine im Jahr 2016 mehrere Dutzend Start-ups in den unterschiedlichsten Bereichen, von Biotech über Informatik bis hin zur Agronomie, finanziell unterstützt hat. Dabei hat es sich venturekick zum Ziel gesetzt, die geförderten

Start-ups möglichst eng zu betreuen. In einem Dreiphasenmodell wird ihnen stetig Geld eingespritzt. Die Hoffnung dabei: Unter den Fittichen von venturekick soll den Start-ups ein möglichst geschützter Rahmen geboten werden, in welchem sie langsam aufgehen können.

Der Förderungsplan von venturekick zeigt: Am Anfang eines Start-ups mag eine gute Idee stehen. Weitaus wichtiger ist allerdings die Finanzierung dieser Idee. Das müssen viele Start-ups schmerzhaft am eigenen Leib erfahren: Der «Swiss Start-up Monitor», der den Erfolg, aber auch das Scheitern von Start-ups untersucht, listet Geldprobleme an erster Stelle, wenn es darum geht, wieso Start-ups scheitern.

Zu vorsichtig

Dieser Geldmangel wirkt sich direkt auf die Nachhaltigkeit von Schweizer Start-ups aus. So sind nur rund die Hälfte auch fünf Jahre nach ihrer Gründung noch aktiv.

Nicolas Berg ist selbst Gründer von zwölf Start-ups und mittlerweile auch als Investor tätig. Er ist trotzdem überzeugt, dass man in der Schweiz mit Start-ups erfolgreich sein könne: «Die Erfolgsquote ist erstaunlich hoch. Die Chance, mit einem Start-up erfolgreich zu sein ist höher als etwa jene, Konzertpianist zu werden», meint er fast lakonisch. Bloss fehle vielen Start-ups gerade in der Anfangsphase das Geld. Zurückzuführen sei das auf die mangelnde Risikobereitschaft: «In der Schweiz ist man sowohl auf der Gründer- als auch auf der Investorenseite viel zu vorsichtig.» Diese Vorsicht rühre vor allem daher, dass in der Schweiz die Infrastruktur für grosse Investitionen schlicht fehle. «Es gibt wenige Inseln wie die ETH, die auch fähig sind, internationale Talente und Investoren anzulocken« Das sei schade, denn: «Die wirtschaftlichen und finanziellen Möglichkeiten wären eigentlich gegeben.»

Idee allein genügt nicht

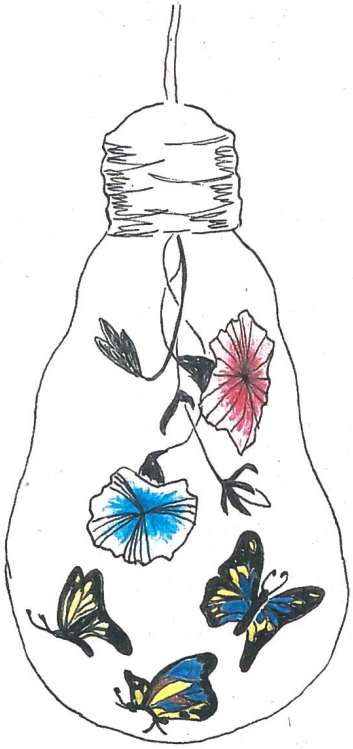
Dariush Daftarian war Mitgründer des Start-ups «Trekksoft» und hat mit diesem bis nach New York expandiert. Heute ist er Berater und hat als solcher schon ein gutes Dutzend Start-ups von der Idee bis zur Markttauglichkeit begleitet. Er stimmt Berg zu, dass es in der Schweiz an Risikobereitschaft fehle. Gerade der Vergleich mit den Vereinigten Staaten sei frappant. «In den USA ist die Anzahl der Exits viel grösser als in der Schweiz.» Will heissen: Die Anzahl der Start-ups, die nach einer gewissen Zeit aufgekauft werden und in andere Hände übergehen, ist viel grösser. Dadurch steigt automatisch die Bereitschaft, in neue Projekte zu investieren. Und auf der andern Seite ist bei Jungunternehmenden so der Anreiz grösser, selbst mehr zu riskieren.

Tatsächlich sei aber selten die fehlende finanzielle Unterstützung das Hauptproblem bei Startupgründungen, so Daftarian. «Natürlich kann finanzielle Förderung sinnvoll sein. Aber es ist eine Illusion zu glauben, dass sich damit automatisch der Erfolg einstellt.» Viel wichtiger sei, dass sich Gründende von Start-ups bewusst seien, dass es mit der guten Idee allein noch nicht getan ist. «Die Idee ist zweitrangig. Denn eine Idee funktioniert nur dann, wenn sie markttauglich ist und eine Kundschaft anspricht.»

Selbständig machen

Daftarian befürchtet, dass es in der Schweiz in den nächsten Jahren zu massiven Arbeitsplatzverlusten kommen wird. Gerade bei grossen Firmen werde es zu Entlassungen im grossen Stil kommen. «Studierenden kann ich nur raten, sich kleiner zu orientieren und selbstständig zu machen. Man muss die kleinen Unternehmensstrukturen kennen, um erfolgreich zu sein!»

Der Streifzug durch die Schweizer Startupszene zeigt: Die Vorstellung ist naiv, dass für die Gründung und vor allem für den Erfolg eines Start-ups die gute Idee allein genüge. Sie steht ganz am Anfang eines langen Prozesses. Aber erst, wer die Idee auch markttauglich umzusetzen weiss, hat Chancen auf Erfolg. Erst, wer es versteht, die Aufmerksamkeit von Investoren und Förderprogrammen auf sich zu ziehen, startet durch. Weg mit der Garage, her mit dem Finanzierungsplan. Start up ist zu Big Business geworden. ◊



Bienen auf dem Balkon

Bienen sind weltweit vom Aussterben bedroht. Zwei Zürcher entscheiden sich, etwas dagegen zu unternehmen: Sie gründen das Start-up Wildbiene + Partner.

Karina Gander

Ohne Bestäubung keine Blumen, ohne Blumen keine Früchte. Das Aussterben der Bienen beunruhigt die Wissenschaftler. Die Folgen wären weltweit fatal für das ökologische Gleichgewicht und hätte massive Auswirkungen auf die Landwirtschaft. Bienen sind nicht nur wichtige Arbeitskräfte, sondern auch ein bedeutender Wirtschaftsfaktor. Die Gründe für ihr Aussterben sind vielfältig: Einsatz von Pestiziden, fehlende Nahrungsquellen oder Verlust ihres natürlichen Lebensraums. Diese alarmierende Situation haben zwei Studenten erkannt und daraus ein Geschäftsmodell entwickelt, welches die Population der Bienen wieder in Schwung bringen soll. Das Start-up heisst Wildbiene + Partner und bietet allen die Möglichkeit, etwas zur Vermehrung der Wildbienen beizutragen.

Die Idee ist einfach: Man geht eine einmalige Patenschaft ein. Dafür bekommt man per Post ein Bienenhäuschen, das sogenannte BeeHome, mit einer Startpopulation von 15 Mauerbienen zugeschickt. Im Frühling schlüpfen die Tierchen aus ihren Kokons, bestäuben fleissig die Blumen in der Umgebung und vermehren sich. Die Mauerbienen sind harmlos, stechen nicht und interessieren sich nicht für unser Essen oder Süssgetränke. Dadurch eignen sie sich ideal fürs Zuhause, und man kann sie ohne Bedenken bei ihrer täglichen Arbeit beobachten. Im Herbst, wenn die neue Population im Winterschlaf verweilt, kann die Innenbox bequem zurückgeschickt werden, damit die Spezialisten vor Ort die Kokons fachgerecht pflegen. Im Frühling bekommt man sein BeeHome erneut per Post, und der Zyklus beginnt von vorne. Mitmachen kann jeder, der einen kleinen Garten oder einen Balkon hat, denn die Tiere sind pflegeleicht und sogar stadttauglich.

Die Bienen werden per Post verschickt

Reise beginnt

Angefangen hat alles in einer WG. Die Gründer Claudio Sedivy und Tom Strobl lernen sich während des Studiums kennen und teilen sich eine WG. Die Idee für ein Start-up Projekt mit Wildbienen kommt nicht von ungefähr. Claudio promoviert damals an der ETH; sein Schwerpunkt liegt auf den Wildbienen. Tom studiert an der Uni Biologie, wo er sich auf Botanik und im Master auf Evolution und Systematik spezialisiert. Als sie sich kurz nach dem Studium an einem der Abende wiedersehen, diskutieren sie rege über die Probleme der Bestäubung. «Wir haben fast die ganze Nacht über das Problem diskutiert und gleichzeitig Ideen ausgetauscht, wie man ein solches Projekt aufbauen könnte», erzählt Tom. Zwei Wochen später nehmen sie an einem WWF-Wettbewerb teil, denn sie prompt gewinnen. Sie bekommen ein Startkapital. Damit gründen sie 2013 ein Unternehmen und können seitdem ihr Projekt Wildbiene + Partner erfolgreich aufbauen. «Die Idee, dass Mauerbienen gezielt für die Bestäubung im Obst- und Beerenanbau eingesetzt werden, ist nicht neu», so Strobl, «aber unser Konzept, dass Privatpersonen aktiv die Vermehrung der Bienen unterstützen und wir den Bauern einen kompletten Bestäubungsservice anbieten, ist einmalig.» Weitere Unterstützung bekommen die zwei jungen Unternehmer auch von der ETH. Im Rahmen des ETH-eigenen Spin-off-Programms werden ihnen Beratung und die Möglichkeit zur Nutzung der Räume für die Forschung angeboten sowie der Aufbau eines Netzwerks.

«Habt keine Angst vor Kritik!»

Werdegang

«Die Produktion stellte zunächst eine grosse Herausforderung dar, denn es ist ein Produkt mit vielen Details, wo eben auch viele Fehler gemacht werden können», berichtet Tom. Als die ersten Bienenhäuschen stehen, kommen sie zunächst bei Familie und Freunden unter. Der Erfolg lässt nicht lange auf sich warten und schon nach knapp einem halben Jahr können sie nun allen weiteren Interessenten die Patenschaft anbieten. Die mehrheitlich positive Resonanz in den Medien sorgt ebenfalls für gute Werbung. ◊

Die Verbreitung von BeeHome bei Privatpersonen soll nicht nur Spass machen, sondern gleichzeitig auch für Sensibilisierung sorgen. Obwohl der Fokus bis jetzt hauptsächlich auf Privatpersonen liegt, existieren noch zwei weitere Projekte. BeeFarmer bietet eine nützliche Option für die Bauern für die optimale Bestäubung von Obst- und Beerenkulturen. Dieses Projekt ist aber noch mehrheitlich in der Entwicklung. Beim BeeParadise wiederum werden an verschiedenen Standorten und auf öffentlichen Flächen in der Schweiz Wildgärten angelegt. Dabei entstehten nicht nur ein perfekte Habitate für die Bienen, sondern auch schöne Grünflächen mitten in der Stadt, die zum Verweilen einladen sollen.

Die Zukunft

Zurzeit besteht das Team von Wildbiene + Partner aus sechs Leuten und ist vorwiegend in der Schweiz tätig. Erst vor Kurzem wurde ein weiteres Unternehmen in Konstanz gegründet, das sich jedoch mehrheitlich auf den Vertrieb der Wildbienen bei den Bauern konzentriert. Die enge Zusammenarbeit mit den Bauern liegt ihnen ebenfalls am Herzen und soll weiter ausgearbeitet werden. Die Vision der beiden Zürcher ist, die Bienenpopulationen vor dem Aussterben zu bewahren und dadurch längerfristig positive Auswirkungen im Bereich der Lebensmittelproduktion zu erzielen. Die Schweiz bietet dafür nur einen kleinen Markt, aber wenn das Unternehmen so weiter wächst, wäre das weitere Ziel, Fuss auf dem europäischen Markt zu fassen.

Die wenigen Kritiker von BeeHome plädieren dafür, dass man so wenig wie möglich in die natürlichen Bestäubungsprozesse eingreifen solle. «Damit heutzutage aber ein Bauer wettbewerbsfähig sein kann, reicht leider meist eine natürliche Bestäubung alleine nicht mehr aus», erwidert Tom. Diese Kritik nehmen sie gern in Kauf, denn trotz dieser verzeichnet das Projekt Wildbiene + Partner grosse Erfolge, wächst und entwickelt sich ständig weiter. Claudio und Tom sind also nicht nur gute Freunde, sondern auch erfolgreiche Businesspartner mit einem grossen Herz für die Bienen und einer Vision für einen längerfristigen Impact auf das Ökosystem. Für die jungen Start-ups hat Tom auch einige Tipps bereit: «Geht möglichst schnell mit der Idee raus, holt euch ein breites Feedback und habt keine Angst vor Kritik!» ◊

UNIVERSITÄT BERN

Informiert entscheiden, fokussiert studieren.

Masterinformationstage vom 7.–9. März 2017

Informationen und Anmeldung: www.masterinfotage.unibe.ch

Eine Zeitschrift für alle

Die Kommission für Frauenfragen bringt jährlich eine Zeitschrift zum Thema Gleichstellung der Geschlechter heraus. Sie will damit auch Männer erreichen.

Aylin Fidan (Text)

Frau am Hebel: Hinter den Kulissen bei der «Tagesschau».

Die Eidgenössische Kommission für Frauenfragen (EKF) gab 1978 zum ersten Mal die «Zeitschrift für Frauenfragen» heraus, um ihre Auswertungen, Beobachtungen und Resultate publizieren zu können. Nur zwei Jahre zuvor war die EKF vom Schweizer Bundesrat ins Leben gerufen worden, um sich in erster Linie mit Fragen der Gleichstellung der Geschlechter zu befassen. Bemerkenswert ist, dass dies sogar noch vor dem Gleichstellungsgesetz im Jahr 1996 geschah.

Trotz des Titels «Zeitschrift für Frauenfragen» richtet sich die Publikation nebst Frauen aller sozialen, religiösen und ethnischen Zugehörigkeiten früher wie heute auch an Männer, wie die Herausgebenden auf Anfrage bestätigen. Dies sei insbesondere deshalb von Bedeutung, da die Defizite in der Gleichstellung die gesamte Gesellschaft beträfen und der ganzen Bevölkerung aufgezeigt werden müssen. Je breiter die Öffentlichkeit ist, die für diese Thematik sensibilisiert werden kann, desto besser sei dies auf lange Sicht für die gesamte Bevölkerung.

Beiträge in drei Sprachen

Die Themenvielfalt der Zeitschrift ist gross. Im Rahmen der aktuellsten Ausgabe vom November 2016 wird beispielsweise die Beziehung zwischen Medien, Politik und Geschlechterbildern behandelt. Dazu werden in Zusammenarbeit mit dem Bundesamt für Kommunikation und der SRG die Ergebnisse einer Studie präsentiert, welche von den genannten Organisationen in Auftrag gegeben und im Rahmen von «Gender und Medien im Vorfeld der eidgenössischen Wahlen 2015» durchgeführt worden war.

Aber nicht nur Forschungsergebnisse, sondern auch Porträts über und Interviews mit Frauen, die etwas für die Gleichstellung bewirkt haben, finden in der Zeitschrift Platz. So kommen beispielsweise Larissa M. Bieler, die Chefredakteurin des Bündner Tagblattes, Luzia Tschirky, eine Politikjournalistin sowie weitere hochengagierte Frauen zu Wort.

Für den Fortschritt in der Politik sieht es die EKF zudem als unerlässlich an, dass die wichtigen Themen der Gleichstellung insbesondere an Schulen, namentlich Gymnasien und Berufsschulen, aber auch Fachhochschulen, von den Lehrpersonen vorgestellt und somit Bestandteil des Lehrplans werden. Nebst der sozialen Integration ist den Herausgebenden der Zeitschrift auch die sprachliche Integration wichtig. Daher werden alle Beiträge in den drei Landessprachen Deutsch, Französisch und Italienisch verfasst. Die Zeitschrift sei so für «jedermann und jedefrau» zugänglich.

Geschlechterrollen und Sexismus

Das Layout wirkt steril und wissenschaftlich. Es wird allerdings durch lebendige Bilder aufgelockert. Zwar mag die detaillierte Auseinandersetzung mit dem aktuellen Thema etwas trocken erscheinen, doch täte man der Zeitschrift Unrecht, würde man sie deshalb als langweilig abstempeln. In ihrer bald vierzigjährigen Geschichte hat sie es immer wieder verstanden, wichtige Themen aufs Tapet zu bringen. Diese reichen von Sexismus im öffentlichen Raum über sich verändernde Geschlechterrollen bis hin zur Verstümmelung weiblicher Genitalien. Genau solche Themen sind es, die die «Zeitschrift für Frauenfragen» zu einer wertvollen Lektüre machen. Sie sollte vor allem zum Nachdenken und Handeln anregen. ◊

Nichts für Zartbesaitete: Die lebensechten Nachbildungen im Moulagenmuseum.

Das Museum der kranken Haut

Syphilis, Pest und Pickel: Im Moulagenmuseum gibt es wenig Schönes zu sehen. Weshalb sich ein Besuch trotzdem lohnt.

Basil Noser (Text)

Armanda Mura (Bild)

Ein Pilz, kreisrund, mit zerzauster Kontur. Wie eine unsorgfältig geschälte Orange schimmert die pelzige Oberfläche im Licht. Kleine weisse Flecken heben sich schuppenartig vom rot leuchtenden Grund ab. «Achtung, Fliegenpilz!», hätte jeder verantwortungsvolle Pfadileiter seine Schützlinge sofort belehrt. «Nicht anfassen, schon gar nicht essen, giftig!» Dass es aber einen zweiten, weitaus weniger berühmten Pilz gibt, auf den exakt dieselbe Beschreibung zutrifft, erfährt man nicht auf wochenendlichen Streifzügen durchs Unterholz. Man entdeckt ihn vielleicht ganz unverhofft vor dem Zubettgehen im Spiegel, oder man spürt ihn als leichtes Schürfen am Handballen, während man den sonst so zarten Rücken seiner Liebsten mit Lavendelöl verwöhnt.

Die Rede ist von Hautmykosen, fachchinesisch für Pilzinfektionen. Eine vor Ansteckung sichere Möglichkeit zur Be-

kanntmachung mit Pilzinfektionen und anderen Hauterkrankungen bietet das Zürcher Moulagenmuseum. Die weltweit bekannte Ausstellung zeigt realitätsgetreue Nachbildungen von erkrankten Körperteilen, sogenannte Moulagen. Seit exakt 100 Jahren werden im Zürcher Unispital Moulagen aus Wachs hergestellt. In erster Linie dienen sie der Ausbildung von Medizinstudierenden, denen damit das Auswendiglernen der unzähligen Eigennamen von Pusteln, Papeln und Pickeln erleichtert werden soll.

Hypochonderparadies

Für Laien macht dies den Besuch nicht weniger spannend. So lohnt sich die Sammlung zum Beispiel für leidenschaftliche Strandtouristen, die nach den obligaten Sonnenbränden jeweils hysterisch ihre Muttermale mit verpixelten Google-Bildern vergleichen. Verlässliche Hintergrundinformationen zum ausgestellten Melanom, dem bösartigen Hautkrebs, sind in den aufgelegten Broschüren zu finden. Sie dienen als Leitfaden, in dem jedes Präparat kurz erläutert wird. Auch besorgten Eltern sei ein Besuch mit dem Nachwuchs vorgeschlagen. An das gruselige Syphilisgeschwür erinnert sich der pubertierende Teenager vermutlich eher als an jede noch so kreative Safer Werbung für Safer-Sex.

Doch auch ohne triftigen Grund lohnt sich das Vorbeischauen. Der Eintritt kostet nämlich nichts, gezeigt wird einem dafür alles. Von Akne bis Herpes Zoster wird hier entblösst, was sonst in der Öffentlichkeit minutiös kaschiert, retuschiert und versteckt wird. Es versteht sich, dass darauf mancher Ästhet verzichten mag. Doch gehört Gezeigtes nun mal zum Leben. Früher oder später. Das Moulagenmuseum stellt des Menschen grösstes Organ, die Haut, mit all ihren Facetten vor, vorwiegend mit den ungebetenen. Wer sich lieber vom gephotoshopten Hochglanz-Hollywood belügen lassen will, der soll bei Madame Tussaud seinen Zaster verjubeln.

Was in der Öffentlichkeit sonst minutiös kaschiert, retuschiert und versteckt wird

Bildung für lau

Die Moulagensammlung ist nur eines von etlichen Museen der Uni Zürich. Die weiteren Angebote sind auf der Website der Uni zu finden. Anstatt eines Zoobesuches dient beispielsweise das Zoologische Museum im Hauptgebäude als nahegelegene Alternative, bei der auf Gitterstäbe verzichtet werden kann. Ein Spaziergang durch den Irchelpark könnte mit einem Besuch im Anthropologischen Museum oder der Anatomischen Studiensammlung kombiniert werden und die Lieblingsplaylist mit ausgegrabenen Schätzen des Musikethnologischen Archivs.

Das vielfältige Angebot lädt zum Verweilen ein. Verstaubt einem im Museum mal der Kopf, kann man jederzeit wieder an die frische Luft flüchten. Der Australopithecus, der älteste unserer Vorfahren, läuft so schnell nämlich nicht davon und die Coffea arabica im Botanischen Garten wächst auch, während man sich eine Lernphase lang mit doppelten Espressi im Zimmer verbunkert. Sie bleiben und warten, bis man eines Tages vielleicht wiederkommen mag. So ist ein etappenweises Erkunden der Museen dank des freien Eintritts auch für am Hungertuch nagende Studierende möglich.

Warum also nicht gleich in der nächsten Mittagspause vorbeigehen und sich selber ein Bild machen? Die Architektur von Herzkranzgefässen ist schliesslich mindestens so verwinkelt wie jene von Gaudí, und im Gegensatz zur Sagrada Família steht man sich vor der Anatomischen Studiensammlung in keiner Schlange die Beine in den Bauch. Für derartige Strapazen dürfen die Semesterferien herhalten. Oder noch besser: Man ist bis dahin reichlich kulturgesättigt und kann den Urlaub mit wirklich Entspannendem vergeuden. Zum Beispiel mit Sonnenbaden und Pilzesammeln. ◊

Das Moulagenmuseum liegt an der Haldenbachstrasse 14 in 8091 Zürich.

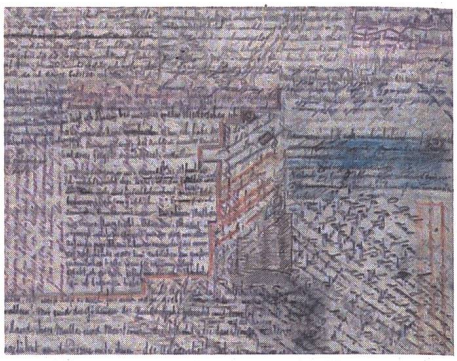
Pulled Pork ist des Teufels! —Eine kulinarische Unsitte grassiert ausgerechnet dort, wo ohnehin schon kulinarische Sittenlosigkeit herrscht. Die Fast-Food-Fraktion – die McDonalds, Subways und Nordseen dieser Welt – meint, den Hamburger neu erfinden zu müssen. Fertig mit ordinärem Fleischkloss, vertrockneter Essiggurke und lampigem Brot drumherum. Stattdessen bieten sie nun Brote an, die mit einem undefinierbaren Fleischerzeugnis gefüllt sind, das vage an Kebabfleisch und besorgniserregend weniger vage an Halbverdautes erinnert.

Pulled Pork nennt sich der Plausch und soll das Fine Fast Food repräsentieren. Das Exklusive daran: Wo die infame Bulette des proletarischen Hamburgers innert weniger Minuten fertigbrät, wird das noble Pulled Pork während mehrerer Stunden gegart, um dann ebenso hastig und genusslos verdrückt zu werden.

Grossmutters niedergegarter Braten ist spiessig, der McExcellence dagegen exquisit. Der Elitismus hält Einzug ins Antibiotika-Establishment. Und dieses ist sich nicht schade genug, das Ganze auszuschlachten und als Pulled Chicken oder Pulled Salmon ad absurdum zu führen. Ein Glück, sorgt die englische Sprache unverändert für «Coolness» – denn gezupftes Schwein möchte wahrlich niemand essen.

Reto Heimann

Wir verteufeln, was wir hassen, und schreiben es zur Hölle.



Furor poeticus

Unter dem Titel «Schreibrausch» erzählt die gegenwärtige Ausstellung im Literaturmuseum Strauhof von grosser Inspiration, ekstatischen Zuständen und auch deren Kehrseite: dem Ringen um Worte, das Schreibende oftmals sogar noch besser kennen. Der Ausstellungsrundgang beginnt mit dem leeren, weissen Blatt – dort, wo auch die grossen Literaturklassiker ihren Anfang nahmen. Anhand ganz und gar kahler oder von der Tinte des Rotstiftes durchsetzter Manuskripte lässt sich sehen, wie gleichermas-sen bekannte wie begnadete Schriftsteller und Schriftstellerinnen einst verzweifelt auf den «furor poeticus», den Schreibrausch, gewartet haben.

Im weiteren Verlauf der Ausstellung rücken dann der Zustand überschäumender Inspiration und der Exzess im literarischen Schaffensprozess in den Fokus: Anhand von Zitaten, Briefen und Typoskripten verschiedener Schreibender werden einerseits die Schreiberfahrungen unter dem Einfluss berauschender Substanzen geschildert, andererseits werden aber auch experimentelle Schreibtechniken vorgestellt wie etwa die Écriture automatique, bei welcher Texte gänzlich ohne Absichtlichkeit und Sinnkontrolle verfasst werden. An anderer Stelle werden die «literarischen Produkte» eines solchen Schreibrausches präsentiert, die oftmals innerhalb von Rekordzeiten geschrieben wurden: Kafkas Novelle «Das Urteil» soll etwa in einer einzigen Nacht begonnen und vollendet worden sein. In Form von vollgekritzelten Korrekturfahnen und fahrig festgehaltenen Notizen wird gezeigt, wie sich der Rausch auf dem Papier manifestieren kann – ein Rausch, der mal beseelend und von schöpferischer Kraft ist und mal zerstörerisch in Form einer pathologischen Graphomanie auftreten kann.

Die Ausstellung «Schreibrausch» ist literarisch reichhaltig und schafft es dank ihrer Exponate illustrer Autorinnen und Autoren wie etwa Thomas Mann, Meret Oppenheim und Robert Walser, auch auf einer sinnlich erfahrbaren Ebene einen Zugang zur Literatur zu finden. [jab]

Die Austellung «Schreibrausch» ist noch bis am 7. Mai im Museum Strauhof zu sehen.

Dichtkunst, Daktylen und Dreck

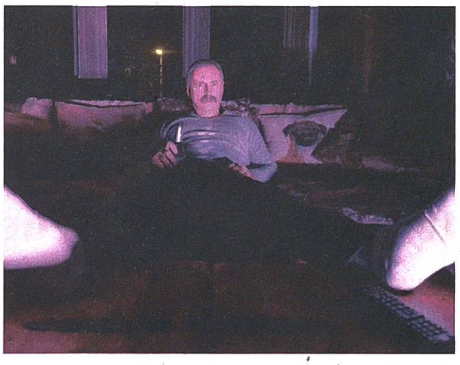
Eine überschaubare Anzahl Menschen liest heute noch frewillig Gedichte. Vielleicht ist die Anzahl derer, die hobbymässig Stöchiometrie betreiben, schon um ein Erkleckliches grösser. Es ist deshalb an der Zeit, Lyrik wieder an den Mann und an die Frau zu bringen! Umso schöner, wenn man sich dazu keinen Zwang antun muss und aufrichtig positiv über «worthülsen luftlettern dreck» von Anja Nora Schulthess berichten kann.

Kunst sollte schon an der Oberfläche interessieren, sollte unmittelbar einen Reiz ausüben, der dann einlädt zu weitergehender Betrachtung. Das langsame Sich-Heranquälen, bis endlich und halb widerwillig ein Werk etwas preisgibt – ich mag es nicht. Im Fall von «worthülsen luftlettern dreck» ist schon beim ersten Kontakt eine Anziehung spürbar. Die Augen gehen unweigerlich weiter, springen und stürzen von Zeile zu Zeile. Zu verdanken ist das den Enjambements (Zeilensprüngen), die kurz, fast kliffartig von Schulthess komponiert wurden; zu verdanken ist es auch dem Rhythmus, dem rasenden, ruhelosen, der die Gedichte vorwärtsträgt. Erst im letzten Teil kommen (man kennt sie aus dem Lateinunterricht) altehrwürdige Daktylen zum Zug. Schulthess beherrscht das Spiel mit den Rhythmen. Sie scheint ein instinktives Gespür dafür zu haben und schafft es zuverlässig, ihre Leserinnen und Leser damit mitzureissen.

Schulthess' Gedichte sind stark von der gesprochenen Sprache geprägt. Sie sind auch und gerade darauf ausgelegt, vorgelesen zu werden. Es ist daher kein Zufall, dass sie im Rahmen einer Leseperformance aufgeführt werden. Neben der Lesestimme (von Anja Schulthess selbst übernommen) mischt mit zusätzlichen Rhythmen ein Schlagzeuger mit. Eine interessante Kombination! Eine zusätzliche Stimme und mehr als am Rande erwähnenswert ist auch Pascal Steiner, der für die Illustration des Bandes verantwortlich ist. Einzelne Stempelbilder hat er zu abstrakten und ausdrucksstarken Mosaiken zusammengefügt.

Ein paar Worte sollen noch zum Inhalt verloren werden. Manches bleibt beim ersten Lesen Leerstelle. Es ist, das soll hier nicht verschwiegen werden, eine anspruchsvolle Lektüre. Sich das Büchlein im Zug oder (frevelhafter noch) in einer Bar anzueignen, gelingt nicht. Es wäre aber auch kein gutes Zeichen gewesen; Anjas Gedichte sind mehr als fastfoodartige Nebenkost. Sie regen immer wieder zu neuem, vertieftem Lesen an. Man lässt sie liegen und wird zurückgerufen. Nun liegt es in der Natur von Gedichten, dass sie nicht festzumachen sind, dass sie semantisch letztlich unauslotbar bleiben. Diese Problematik, die ja nicht nur das Gedicht betrifft, sondern überhaupt die Sprache an sich, hat Schulthess beschäftigt. Das Scheitern des Ausdrucks, die Kluft zwischen den Sprechenden, das Schreien, das Schreien und Nicht-Gehört-Werden. Und immer wieder der Absturz ins Nichts, ins Nichts, das zwischen uns ist. Es sind grosse, verstörende Themen, und dementsprechend werden sie behandelt. Der Schreibstil ist direkt, keine geschönte, keine gekünstelte Sprache, alles zielt stracks auf die Sache hin. Nach einem Wohlfühlgedicht, mit dem man sich in schweren Zeiten aufmuntern könnte, sucht man vergeblich. Es sind auf kunstvolle Weise irritierende Gedichte. Sie mögen in letzter Konsequenz scheitern, mögen scheitern wenn sie vom Scheitern sprechen. Aber sie sprechen doch und sie berühren - über das Nichts hinweg. [tob]

Anja Nora Schulthess : worthülsen luftlettern dreck. Amsler Verlag 2017



Gealterte Helden

Nach dem Tod seiner Mutter kehrt Ex-Junkie Mark Renton zurück in seine alte Heimatstadt Leith, wo er bereits von seiner ehemaligen Heroin-Clique erwartet wird. Diese hatte er in der Vergangenheit bei einem grossen Drogengeschäft hintergangen. Sein Freund Simon und dessen schöne Freundin Veronika haben eine neue Geschäftsidee. Angespornt und mit neuem Ehrgeiz versuchen die alten Freunde dem Sumpf der sozialen Perspektivlosigkeit und Drogenabhängigkeit zu entkommen. Hört sich alles ungewöhnlich positiv an, wäre da nicht der gute alte, aus dem Knast entflohene Franco, der nach Marks Leben trachtet.

Mit T2: Trainspotting liefert der Oscar-prämierte Regisseur Danny Boyle (Slumdog Millionaire, Steve Jobs) nach 20 Jahren das Sequel zum absoluten Kultfilm Trainspotting. Auch die Fortsetzung basiert grösstenteils auf einem Roman von Irvine Welsh; dieses Mal «Porno», der Fortsetzung seines Buches «Trainspotting». Wiederkehrende Flashbacks in Form von Szenen aus dem ersten Film agieren als gekonnte Verknüpfung zwischen beiden.

Wenn das nicht nostalgische Gefühle hochleben lassen sollte, dann sollte es immerhin die Besetzung, bestehend aus denselben Darstellern wie im ersten Teil. Die schauspielerische Leistung überzeugt auf ganzer Linie. Der schottische Akzent ist zum Niederknien, weshalb es absolut empfehlenswert ist, den Streifen in Originalvertonung anzuschauen. Die um 20 Jahre gealterten Hauptdarsteller wirken authentisch und charismatisch.

Mit einer rasanten, manchmal etwas wirren Kameraführung sowie stimmungsvollen Szenenbildern und dem starken Cast kann man sich als Filmfan absolut auf diese gelungene Leinwand-Reunion freuen. Den unglaublich coolen Soundtrack liefern uns Grössen wie Blondie, Iggy Pop und Queen, aber auch die Newcomer Band Wolf Alice mit «Silk». [ayf]

«T2: Trainspotting» von Danny Boyle mit Ewan McGregor, Ewen Bremner, Johnny Lee Miller und Robert Carlyle läuft seit dem 16.2. in den Kinos.

Der Elch unter dem Irchel

Tausende durchqueren täglich den Milchbuck. Kaum jemand weiss, dass dort auch Zeitungen aus dem Kalten Krieg, ausgestopfte Vögel und alte Feuerwehrautos lagern.

Michael Kuratli (Text) und Eike von Lindern (Bilder)

«Wenn Sie diese Kabel kappen, ist die ganze Ostschweiz lahmgelegt.» Christian Krismer zeigt auf die unscheinbaren Internet-Glasfaserkabel, die in einem niedrigen Schacht im Milchbucktunnel verlegt sind – dreissig Meter unter dem Irchelpark. Autos rauschen eine Betonwand weiter stadtein- und auswärts zwischen Schwamendingen und Letten. Riesige Wasserrohre erschweren den aufrechten Gang. Hinter jedem Raum wartet immer noch ein weiterer: Roher Beton, Neonröhrenflackern und entscheiden sich schliesslich surrend, ihr fahles Licht zu spenden. Um dem Tunnel nicht zu viel Gewicht zuzumuten, mussten beim Bau zwischen Irchelpark und Fahrbahnen riesige Hohlräume geschaffen werden. Räume, in denen sich eine bunte Welt von Mieterinnen und Mietern versammelt hat, die sich bei konstanter Luftfeuchtigkeit, gleichmässigen Temperaturen von 18 Grad und staubfreier Luft am wohlsten fühlt. Zum Beispiel die Zentralbibliothek, die Tageszeitungen aus aller Welt und allen Zeiten hier lagert. Etwa die russische «Prawda», in der sich ein ganzes Jahrhundert kommunistischer Geschichte spiegelt. Aber auch Doktorarbeiten, Vorlesungsunterlagen oder das Bildarchiv des «Tagesanzeigers» lagern hier auf rund 400 Metern Länge.

> Ausgestopfte Vögel sitzen im Regalwald und spreizen die Flügel im fiktiven Flug.

Spannender Hohlraum

Dies sind die Hinterzimmer von Krismers Reich, das sich vom Nord- über den West-ring, in das Säuliamt und das Limmattal hinab erstreckt. Der schwere Schlüsselbund des Betriebsleiters des Autobahnwerkhofs Urdorf klimpert unentwegt, als er durch das Labyrinth aus Hohlräumen zwischen, über und unter den Fahrbahnen des Autotunnels schreitet. Fahrbahnen im Plural, wohlgemerkt, denn, was die Wenigsten wissen: Neben der befahrenen Milchbuckröhre fristet eine zweite, unbenutzte ihr Dasein als roher Betonausbau. Sie ist das Produkt der grossformatigen Planung des Autobahn-Ypsilons, das die Sihlhochstrasse und die A1 vom Sihlquai her über riesige Brücken beim Letten verbunden hätte. Als die Stadtbevölkerung merkte, was für eine gigantische Blechlawine mitten durch ihre Stadt geschleust werden sollte, regte sich Protest. Hochbrücken über HB, Sihl und Limmat wurden nie gebaut. Nur der Milchbucktunnel wurde 1985 mit halber Kapazität eröffnet.

In den Zwischenräumen herrscht immer Überdruck. Denn wenn es im Tunnel brennt, soll sich das Feuer nicht in den Schächten ausbreiten. Sollte tatsächlich Feuer ausbrechen, kommen die riesigen Lüftungsanlagen zum Einsatz. Mit gwaltiger Kraft Watt würde der Rauch abgesogen, auch wenn man mit der gleichzeitig angezogenen Frischluft das Feuer anfacht, denn: Bei Tunnelbränden sterben die Menschen meist am Rauch und nicht aufgrund des Feuers. Die Anlage ist im Unterhalt auch dann teuer, wenn nichts passiert. Für einen einzigen der regelmässigen Tests blättert das Bundesamt für Strassen ASTRA, welches seit 2008 für diesen Streckenabschnitt zuständig ist, rund 25' 000 Franken hin. Alleine für den Strom.

Ein stummer Vogelwald

Ein Teil dieses Geldes wird durch die Vermietungen wieder hereingeholt. Neben viel Papier finden sich hier unten auch unzählige Tiere. Hyänen stehen mit Bären und Murmeltieren hinter demsel-

ben Gitter eingeschlossen; ein Feldhase lässt sich von den zum Biss ansetzenden Schneidezähnen des benachbarten Wolfes nicht beeindrucken. Schliesslich sind alle Exemplare dieser Sammlung schon ihren Tod gestorben. Das Zoologische Museum bewahrt hier ausgestopfte Tiere auf, die gerade nicht ausgestellt werden – und könnte damit locker ein zweites Museum füllen. Ein ganzer Raum ist nur Vögeln vorbehalten. Zu Hunderten sitzen sie im Regalwald, zwitschern aus voller Kehle stumm in den Kellerraum und spreizen die Flügel im fiktiven Flug. Eine Horrorvision à la Hitchcock gepaart mit der im Internet grassierenden Mannequin-Challenge.

Kein Milchbuck-Club

Doch nicht nur unter dem Irchel finden sich unerwartete Schätze. Auch am Südportal beim Letten, dem breiten Ende des Tunnels, der nie einen Anschluss an eine Brücke fand, warten Lagerräume. Für die hohen Leerräume suchte man schon bei der Eröffnung Verwendung. Anfangs sollte ein Club einziehen. Der Liftschacht, der die exklusive Location mit dem darüberliegenden Schindlergut verbunden hätte, wurde schon gebohrt. Doch betrunkene Clubbesucher mit der benachbarten Fahrbahn zu paaren, war dem Kanton dann wohl doch zu heikel, und so fand hier über Jahre das Opernhaus einen Abstellplatz. Heute warten hier historische Feuerwehrautos auf ihren nächsten Auftritt bei der Dorfchilbi.

Unaufgeregt und mit der Ruhe eines Mannes, der schon seit 30 Jahren im Geschäft ist, führt Krismer durch das Ganggewirr. Trotzdem wird er beim Milchbuck persönlich: Schon Krismers Vater war damals beim Bau des Tunnels beteiligt. Ein letztes Mal klimpern die Schlüssel, als er die Türe zum Lagerraum schliesst. Der Verkehr rauscht vorbei, mit Warnlicht biegt Krismer aus der Nische in die Spur ein und fährt zum Autobahn-Stützpunkt zurück. Unter den Vögeln, den Büchern und Cola-Flaschen hindurch, die über ihm im Dunkeln harren. ◊

Zürcher Hochschule
für Angewandte Wissenschaften

School of
Engineering

Neuer Wind für Ihre Karriere.

Unsere praxisnahen Weiterbildungen eröffnen Ihnen neue Horizonte.

Hier eine Auswahl:

- DAS Schweisstechnologie
- CAS Logistikmanagement
- CAS Risikomanagement und Recht
- CAS Risiko- und Krisenkommunikation
- CAS Product Innovation and Leadership for Engineer
- WBK Hochfrequenztechnik
- WBK Bewegung in der Mobilität: System- und Marktentwicklung im Verkehr verstehen

Besuchen Sie unseren Infoabend am 8. März 2017!
Anmeldung und weitere Informationen:
www.zhaw.ch/engineering/weiterbildung

er Fachhochschule www.zhaw.ch/engineering/weiterbildung

VENTURE KICK

Bringing Swiss science to global markets

CHF 3,000,000

TO KICK 114 STARTUPS IN 2017

A PHILANTHROPIC INITIATIVE OF A PRIVATE CONSORTIUM

GEBERT RÜF STIFTUNG
ERNST GÖHNER STIFTUNG
FONDATION LOMBARD ODIER
Debiopharm Group
Fondation ProTechno
RISING TIDE FOUNDATION
esa business incubation centre
ENGAGEMENT
swisscom
André Hoffmann
Hansjörg Wyss

Get your kick: venturekick.ch

MACHT AUS DEM KATERFRÜHSTÜCK EINE AFTER-PARTY.

Migusto

Der neue Kochclub der Schweiz.

Über 3000 Rezepte | Einkaufsliste per Klick | Tägliche Inspiration

Jetzt anmelden und punkten auf migusto.ch CUMULUS 10x PUNKTE

MIGROS

Ein M besser.